

# Zürcher Journalistenpreis 13

Köbi Gantenbein  
Preis für das Gesamtwerk

Rico Czerwinski  
Die Anomalie

Iwan Städler  
Leichen im Keller des Professors

Susi Stühlinger  
Eine Million, bitte. Zum Mitnehmen

# Der Zürcher Journalistenpreis

Es gibt nicht wenige Medienpreise in der Schweiz. Kaum einer aber hat eine so lange Tradition wie der Zürcher Journalistenpreis, der vom Zürcher Presseverein (ZPV) ins Leben gerufen und 1981 erstmals verliehen worden ist. Trägerin ist heute die Stiftung Zürcher Journalistenpreis. Ihr Zweck ist es, über die Ausschreibung und Vergabe eines Preises einen konkreten Beitrag zur Förderung der journalistischen Qualität zu leisten. Die Prämierung von herausragenden Arbeiten soll Journalistinnen und Journalisten ermutigen, ihre unter immer anspruchsvolleren Bedingungen zu leistende Aufgabe inhaltlich wie auch stilistisch auf hohem Niveau zu meistern und journalistische Werke zu schaffen, die über den Tag hinaus in Erinnerung bleiben.

Die Arbeiten, die in Produkten von Medienverlagen (inklusive Online) der Kantone Zürich und Schaffhausen publiziert worden sind oder die von Autorinnen und Autoren stammen, die hauptsächlich in diesen Kantonen tätig sind, werden von einer unabhängigen, sich aus Journalisten und Publizisten zusammensetzenden fünfköpfigen Jury begutachtet. Jährlich gehen weit über 150 Arbeiten ein, die in einem mehrstufigen Verfahren ausgewertet werden.

Die Preisgelder stammen von einer ganzen Reihe von Sponsoren. Bewusst verzichtet die Stiftung auf einen Hauptsponsor, um die Unabhängigkeit des Journalistenpreises auch in dieser Hinsicht zu gewährleisten.

## Preisträger 2013

### Köbi Gantenbein

Preis für das Gesamtwerk 6

### Rico Czerwinski

Die Anomalie 12

### Iwan Städler

Leichen im Keller des Professors 20

### Susi Stühlinger

Eine Million, bitte. Zum Mitnehmen 26



# Qualität auf allen Kanälen

## Grussadresse des Präsidenten

Der Zürcher Journalistenpreis ist flexibler geworden. In diesem Jahr wurde auf die Einteilung in Kategorien (Zeitungen, Zeitschriften etc.) verzichtet. Ausgezeichnet wurden ganz einfach Textbeiträge, egal, ob sie in einem Print- oder Online-Medium erschienen sind. Die Arbeit der Jury wurde dadurch insofern erleichtert, als jetzt nur noch auf die Qualität geachtet und nicht noch ein starres Kategorienschema angewendet werden musste. Diese Vereinfachung hat sich gelohnt, die Jury konnte erstmals gänzlich frei jene Arbeiten auszeichnen, die sie am stärksten überzeugten.

Diese Qualitätsarbeit wird immer wichtiger. Der Tagesjournalismus in der Schweiz wird immer stärker vom schnellen Effekt dominiert, vom Hype, der oftmals thematisch von sozialen Medien wie Facebook oder Twitter initiiert wird und dann in der Presse einen weitgehend unreflektierten Niederschlag findet. Die Themen werden enorm aufgebauscht und verpuffen schnell wieder. Journalismus wird so unter seinem Wert gehandelt, er wird beliebig und langweilig.

Der Zürcher Journalistenpreis soll dazu beitragen, den Sinn für gute, eindrückliche Reportagen, aufwendige Recherchen, gescheite Interviews und brillante Analysen zu erhalten und zu schärfen. Wir führen absichtlich keine Debatten um den Wert der einzelnen Medienarten, die heute noch vom Vorurteil des oberflächlichen Online-Journalismus geprägt sind. Es geht uns nur darum, hervorragende und wegweisende Arbeiten und Gesamtwerke auszuzeichnen, welche den Journalismus als solchen weiterbringen, egal, ob dieser über einen Zeitungs-, Zeitschriften- oder Online-Kanal kommuniziert wird.

Dass wir hier auf dem richtigen Weg sind, zeigte die Arbeit der Jury eindrücklich. Zahlreiche Online-Beiträge lagen in der Endausmarchung ganz vorne. Für einmal siegten noch Print-Artikel. Das wird sich aber mit Bestimmtheit in den nächsten Jahren ändern.

*Andrea Masüger*  
CEO Südostschweiz Medien  
Präsident der Stiftung Zürcher Journalistenpreis

## Weiter im Stiftungsrat

*Kaspar Loeb*  
Kommunikationsberater

*David Strohm*  
Zürcher Presseverein

## Geschäftsführung

*Brigitte Becker*

## Jury

*Fredy Gsteiger (Präsident)*  
Schweizer Radio SRF

*Susan Boos*  
WOZ Die Wochenzeitung

*Hansi Voigt*  
Journalist

*Margrit Sprecher*  
Publizistin

*Alain Zucker*  
Tages-Anzeiger

## Fredy Gsteiger (Präsident)



Fredy Gsteiger wurde 1962 in Bern geboren. Schon als 19-jähriger Gymnasiast liess er sich mit dem Journalismus ein, der ihn seither nicht mehr losliess. Während des Studiums der Wirtschaftswissen-

schaften in St. Gallen und später der Politikwissenschaft in Lyon und im kanadischen Québec arbeitete Gsteiger als Werkstudent für den Berner «Bund» und für das «St. Galler Tagblatt», in dessen Auslandsredaktion er später eintrat. Dann wechselte er nach Hamburg zur deutschen Wochenzeitung «Die Zeit». Nach einer Hospitanz war er zuerst viereinhalb Jahre lang für die Nahostberichterstattung zuständig, danach ging er als Korrespondent nach Paris. 1997 übernahm Fredy Gsteiger die Chefredaktion der «Weltwoche» in Zürich, 2002 wechselte er vom Zeitungs- zum Radiojournalismus und wurde Produzent des «Echo der Zeit» von Schweizer Radio DRS. Seit 2006 kümmert er sich als dessen diplomatischer Korrespondent um Themen der internationalen Aussen- und Sicherheitspolitik. Seit Januar 2013 ist er stellvertretender Chefredaktor von Schweizer Radio SRF. Gsteiger ist Vorstandsmitglied des International Press Institute IPI und seit 2005 Präsident der Jury des Zürcher Journalistenpreises.

## Susan Boos



Susan Boos ist 1963 in Zürich geboren und danach in St. Gallen aufgewachsen. Nach der Ausbildung zur Primarlehrerin im Seminar Rorschach stieg sie 1984 bei der «Ostschweizer AZ» in den Journalismus ein und

studierte gleichzeitig an der Universität Zürich Ethnologie, Politologie und Publizistik. 1989 wurde sie Redaktorin der «Ostschweizer AZ» und wechselte 1991 als Redaktorin zur «WOZ Die Wochenzeitung»; seit 2005 ist Boos in der Redaktionsleitung. Sie hat verschiedene Bücher publiziert, das neuste ist unter dem Titel «Fukushima lässt grüssen. Die Folgen eines Super-GAU» im März 2011 im Rotpunktverlag erschienen.

## Hansi Voigt



Hansi Voigt (49) war von Oktober 2007 bis Dezember 2012 Chefredaktor von 20 Minuten Online. In dieser Zeit entwickelte sich das Portal der Gratiszeitung zum grössten Online-Newsportal der Schweiz.

Vorher war er beim «Beobachter» tätig und davor lange Jahre unter anderem als Blattmacher und Chefredaktor a.i. der Wirtschaftszeitung «Cash». 2006 wurde Voigt gemeinsam mit Ursula Gabathuler für einen Artikel im «Beobachter» zum Thema Armut mit dem Zürcher Journalistenpreis ausgezeichnet. Im Jahr 2012 wurde er vom Fachmagazin «Schweizer Journalist» zum «Chefredaktor des Jahres» gewählt. Voigt hat seit seinem Weggang von 20 Minuten Online verschiedene Beratermandate in der Schweiz und in Deutschland angenommen und sieht im digitalen Wandel vor allem viele Chancen für Journalisten und den Journalismus.

## Margrit Sprecher



Margrit Sprecher wurde in Chur geboren und studierte in München und Wien Zeitungs- und Theaterwissenschaft. Bis 1999 leitete sie das Ressort Leben heute bei der «Weltwoche»; seither arbeitet sie

als Reporterin für Zeitschriften im In- und Ausland sowie als Buchautorin. Zu ihren Werken gehören unter anderem: «Leben und Sterben im Todestrakt» (Haffmanns Verlag); «Ungebetene Besuche», Reportagen und Porträts (Suhrkamp Verlag); «Sich aus der Flut des Gewöhnlichen herausheben – die Kunst der grossen Reportage» (Picus Verlag); «Die Mitte des Volkes – Expeditionen in die Welt der SVP» (Edition Patrick Frey) und «Das andere Radio – DRS 2» (NZZ Libro). Margrit Sprecher erhielt etliche Preise, darunter den deutschen Kisch-Preis (1992), den Zürcher Journalistenpreis für ihr Gesamtwerk (2003) und den Bündner Literaturpreis (2008). Margrit Sprecher lebt in Zürich und Graubünden.

## Alain Zucker



Alain Zucker wurde 1967 in Zürich geboren. Nach der Schulzeit in Zürich studierte er Geschichte und Volkswirtschaft an der Universität Zürich und an der Washington University in St. Louis, USA. Danach

absolvierte er ein Volontariat beim «Brückenbauer» und schloss berufsbegleitend den Journalismus-Diplomkurs am Medienbildungszentrum in Luzern ab. 1996 wechselte er zur «Weltwoche», zuerst als Wirtschaftsredaktor, dann als Leiter der Reporter und schliesslich als Leiter der Wirtschaftsredaktion. 2003 verliess er die «Weltwoche» und wurde Autor für «Das Magazin» und die «Bilanz». Dann Rückkehr zur «Weltwoche» als USA-Korrespondent. Aus den USA berichtete er später für Zeitungen und Zeitschriften aus dem ganzen deutschsprachigen Raum, unter anderem als Wirtschaftskolumnist. Mitte 2008 kehrte er in die Schweiz zurück und übernahm im Zuge einer Neuausrichtung die Leitung des Hintergrundressorts des «Tages-Anzeigers». Heute ist Alain Zucker Blattmacher beim «Tages-Anzeiger».



## Der Zürcher Journalistenpreis 2013

wird

Köbi Gantenbein

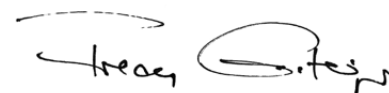
für sein

Gesamtwerk

verliehen.

Zürich, 29. Mai 2013

Die Jury:



Fredy Gsteiger



Susan Boos



Alain Zucker



Margrit Sprecher



Hansi Voigt

## Preisträger



### Köbi Gantenbein

Ich bin Chefredaktor von Hochparterre. Gut einen Drittel meiner Zeit rüste ich fürs Schreiben: Kommentare, Kolumnen, Kritiken über Planung, Städtebau und Architektur. Ich bin parteiisch für die Randregionen und gegen die Gleichschalterei; für die Phantasie und gegen die Besserwisser; für die Architektinnen, Planer und Bauherren und gegen die Kofferlikonsulenten und Zinslipicker. Ich schreibe vorab in Hochparterre, regelmässig in der Südostschweiz, immer wieder in Büchern und ich halte wöchentlich einen Vortrag mit und ohne Gesang. Hochparterre ist 25 Jahre alt. Wir geben zwei Zeitschriften und jährlich bis zwanzig Themenhefte heraus, haben einen Buchverlag, ein News-Portal für Architektur und Design, ein Reisebüro und eine Buchhandlung. Wir sind 21 Leute, die Firma gehört denen, die da arbeiten; ich bin der Mehrheitsaktionär; alle verdienen gleich viel – etwa so viel wie eine Lehrerin oder ein Pfarrer. Ich bin der Verleger, leite die Geschäfte, halte die Redaktion und den Verlag zusammen, feure an, Bremse, tröste und flicke Scherben.

1956 kam ich in Graubünden in einer Bähnlerfamilie zur Welt. Ich war ein braves Büblein und meine Mutter trug mich über die Bildungsleiter hinauf, damit ich später studiere: Soziologie und Geschichte. Mein Bruder Daniel ist Weinbauer; meine Schwester Susann Unternehmerin. Meine Gefährtin Luci arbeitet bei Fussverkehr Schweiz. Sie, mein Wohleben, die Hochparterris und meine Familie und Freundinnen sind mein Daseinsgrund. Ich lebe und arbeite zu einem Teil in Zürich. Zum andern Teil in meinem alten Haus in Fläsch. Da schreibe und lese ich und sitze in der Sonne. Ich spiele Klarinette in der Kapelle «Bandella delle Millelire», ich koche gut und trinke Rotwein, ich bin Fussgänger und Stubenhocker.

## Laudatio

Laudatio für das Gesamtwerk  
von Köbi Gantenbein  
Chefredaktor Hochparterre

Wir haben schon journalistische Lebenswerke der verschiedensten Art prämiert. Mal war's die brillante Sprache, die preiswürdig war, mal die seit Jahrzehnten gleichbleibend hohe Qualität einer Auslandberichterstattung. Noch nie aber zeichneten wir Unternehmerngeist aus. Oder, wie es Kulturjournalist Köbi Gantenbein selbst nennt: «Sinn fürs Handeln». Nur letzterem ist zu verdanken, dass es die Architekturzeitschrift Hochparterre noch immer gibt. Konkret: Hätten Köbi Gantenbein und sein Mitredaktor Benedikt Loderer 1991 das Hochglanz-Blatt nicht den Curti-Medien abgekauft – es wäre wohl verschwunden. Mit Köbi Gantenbein am Steuer nahm der Luxusliner immer flottere Fahrt auf. Schuld daran waren die Beiboote, mit denen er es flankierte: Sonderhefte, Bücher und Filme, die, so sagt er, für «Brot und Käse, Wurst und Wein» zu sorgen haben. Der Zürcher Journalistenpreis ist beileibe nicht Köbi Gantenbeins erste Auszeichnung. Eine hat ihm auch die Stadt Zürich verliehen, und zwar für seine Verdienste um die Kunstvermittlung. Tatsächlich besitzt er die seltene Gabe, so zu schreiben, dass Insider, die ohnehin alles wissen, sich beim Lesen bestens unterhalten, während Laien, gewissermassen spielerisch, endlich verstehen, worum es geht. Dieser schreibtechnische Spagat lässt sich nirgendwo lernen. Deshalb bildet Köbi Gantenbein seinen Nachwuchs selbst aus. Wie man's richtig macht, liest man am besten in seinen eigenen Artikeln und Kolumnen. Letztere erscheinen auch in der «Schweiz am Sonntag» und in der «WOZ». Meist beginnt er, ganz Berufsbündner, rustikal. Mit einer

Viehschau beispielsweise. Oder Heuställen. Am Schluss freilich sieht sich seine Leserschaft in luftigen Höhen auf überraschende Art mit drängenden Architektur- und Landschaftsfragen konfrontiert. Inzwischen läuft das Unternehmen Hochparterre so gut, dass Köbi Gantenbein jedem seiner 20 Mitarbeitenden ein Einheitseinkommen von rund 100 000 Franken garantieren kann. Egal, ob der Jungredaktorin oder ihm selbst, zugleich Chefredaktor und Geschäftsführer. Ausserdem gibt's alle drei Jahre drei Monate bezahlte Ferien. Manche nutzen sie zum Bücherschreiben, andere zum Kinderkriegen. Kein Wunder, schenkte ihm seine Crew ein Hirschgeweih mit der Widmung: «Köbi, du hast unsere Herzen erlegt». «Miar luagend ünsch», bezeichnet er das Klima auf der Redaktion. Das Team schaut so gut zueinander, dass ihm die Betriebsversicherung kürzlich einen Scheck über 20 000 Franken zuschickte, weil nie jemand krank ist. Das Geld verteilte er ebenso, wie er die heutige Preissumme verteilen wird. Er denkt an mutige JournalistInnen in Kasachstan oder Griechenland beispielsweise, wo «die Welt nicht so harmonisch ist, wie bei uns». Köbi Gantenbein, wir sind froh, dass es Sie gibt, und gratulieren Ihnen von ganzem Herzen zu Ihrer Auszeichnung.

Margrit Sprecher



# Warum Peter Zumthor und die Seinen in Vals scheiterten

Hochparterre 11. März 2012

Von Köbi Gantenbein

Der Pulverdampf verzieht sich, die Valserinnen und Valser machen sich dran, den Granitstaub von ihren Pelerinen zu klopfen. Sie haben nach der Mitternacht vom Freitag auf den Samstag ihre Therme dem Immobilienkaufmann Remo Stoffel zugeschlagen. Doch die Mehrheit ist weniger gross als die aufgekochte Stimmung im Dorf in den letzten Tagen und am Abend der Gemeindeversammlung hat vermuten lassen. Immerhin 219 Valserinnen stehen zum Angebot der IG Therme um Peter Zumthor; 287 glauben, Remo Stoffel und Pius Truffer werden es besser richten. Warum haben Zumthor und die Seinen es nicht geschafft, was der Gemeindevorstand, die beherzt kämpfende Gemeindepräsidentin Margrit Walker, wir Baderinnen und andere Auswärtige und vor allem die 219 Valserinnen und Valser gehofft haben? Ich sehe drei Gründe und ziehe drei Lehren.

## 1. Brot und Spiele

Remo Stoffel hat den römischen Dichter Juvenal gut gelesen. Der beschrieb in seiner X. Satire 100 vor Christus, wie die Kaiser mit «panem et circenses», mit Brot und Spielen, die Leute bei Laune hielten. Cäsar war der erste, der das Massenmedium Sport, Körper und Spiel in Zirkus- und Sportaufführungen mit Gladiatoren und wilden Tieren perfekt inszenierte. Seit ihm gehört solches zum politischen Besteck. Stoffel hat seinen Griff auf Liegenschaften, Hotel und Therme geschickt mit dem Versprechen verknüpft, dem Dorf ein «Mehrzweckzentrum» zu bauen. Auf der Website myvals.ch, die seine Entourage für sein Projekt aufgeschaltet hat, stehen herzhaft kommentare zu diesem Mehrzweckzentrum. Sport in allen Varianten soll es bieten, Party endlos und endlich einen «Coop Pronto» für den Konsum rund um die Uhr ins Bergdorf bringen. Das Rendering der Halle zeigt, wie weit weg der neue Therme-Besitzer vom Versprechen ist, er werde nur höchste architektonische Güte zulassen. Umso mehr wirkte der Kampf von Stoffels lokalem Gladiator Pius Truffer, Besitzer des Steinbruchs, jahrelang Komplize der Therme, mittlerweile verfeindet mit seiner eigenen Geschichte und



men kann und den Saal für den Kongress der Zahnärzte und Apple-Händler.

Und die erste Lehre heisst – gut blieb den bodenständig argumentierenden Leuten um Peter Zumthor das Schicksal erspart, mit tollkühnen Hallenprojekten sich ein Pfand ein-

vor allem mit Peter Zumthor. Politisch schlau punktete er, es gehe beim Thermehandel nicht ums Hotel, sondern um das Mehrzweckzentrum – eine Chance, «die wir nie mehr haben». Kurz – so hat Remo Stoffel die Therme geholt. Junge Leute haben in den kreuz und quer verwandtschafteten Familien gut mobilisiert. Der in römischer Demagogie versierte Immobilienhändler aber kann davon ausgehen, dass ihn die Hälfte des Geldes, das er zur Halle beitragen soll, nichts kostet. Denn bis diese Halle im mit 825 Personen so kleinen Dorf gebaut werden wird, sind die frohgemuten Valser Festbrüder und Jungsportlerinnen grau, weise und ins Unterland abgewandert und auf dem Hallenversprechen sind schöne Zinsen aufgelaufen – wenn überhaupt je Geld fällig wird. Und den Betrieb der Superhalle bezahlt dann eh der Liebgott.

Peter Zumthor und die Seinen reagierten auf das Hallenversprechen mit dem Angebot, man werde für die Bergbahn ein neues Restaurant bauen, was vernünftiger, sinnvoller und realistischer ist. Aber es ging unter gegen die bengalisch beleuchteten Partys rund um die Uhr, das Becken, in dem man endlich schwim-

HOCH  
PART  
ERRE

zuhandeln, das der Zukunft der Therme politisch und materiell noch schwer aufliegen wird. Unverständlich ist denn auch, dass der Kanton, der ja immerhin eine Aufsicht über seine Gemeinden hat, keinen Mucks tat.

## 2. Die mediale Wucht

Ich kenne keine Auseinandersetzung im Kanton Graubünden und seinen Gemeinden, in denen das Medienorchester eine derart brausende Symphonie aufgeführt hat.

Die Melodielinien boten – traditionsreich – Presse, Funk und Fernsehen von Hochparterre über Südostschweiz, Radio, TV, Tages-Anzeiger, NZZ, Die Zeit bis zur Weltwoche. Alles ist drin in Vals vom Wirtschaftskrimi, der um Remo Stoffel weht, über die Rachelust seines lokalen Statthalters Truffer gegen Peter Zumthor und seine Frau bis zur soziologischen Analyse von Dallas im Bergdorf und dem Lob der hehren Baukultur. Zeitgemäss haben wir Journalisten etliche dieser Dimensionen personalisiert. Mit edler Feder tänzelte unsere Grandedame Margrit Sprecher in Die Zeit über die Sitten und Bräuche im Dorf; in langer Kameradschaft mit und in Respekt vor Peter und Annalisa Zumthor und etlichen «ihrer» Valser verbunden, haute ich in die Tasten und redete in Mikrophone über die Güte von Architektur und volkseigenem Bad. Vor allem aber wurde und wird Peter Zumthor als Person, als Architekt und als Künstler diffamiert. Das geht von unbesehen in banalen Nachrichtentexten aufscheinenden Adjektiven vom «schwierigen» und «eigensinnigen» Architekten, über seltsames Raunen von Schreibern, die nie mit dem Architekten sprachen, bis zu einer hämischen Polemik von René Lüchinger in der Weltwoche gegen Zumthor im speziellen und gegen kulturellen Anspruch überhaupt. Für das Blatt hat sich der Hämeaufwand immerhin pekuniär gelohnt, wurde es doch von Geisterhand in alle Briefkästen der Gemeinde verteilt.

Mit angezogener Handbremse fuhren wir Medienleute dafür die Personalisierung von Remo Stoffel. Wir wissen seit einem halben Jahr nicht mehr als die Gerüchte, die um diesen Immobilienkaufmann wolken, der einst als Lehrling aus Vals zog und nun als sagenhaft reich gewordener Zuckerbäcker heimkehrt. Ist an den Unterstellungen etwas dran? Hat er Geld? Muss er bald vor Gericht? Kommt er ins Käfig? Sind seine Geschäfte kurios? Warum schweigt



Lange wurde verhandelt, dann abgestimmt, nun ist sie verkauft: Die Therme Vals.

Bilder: Ralph Feiner

die Regierung des Kantons, obschon ein Vorstoss von zwei Parlamentariern sie zu Erklärungen aufforderte? Schlafen die Untersuchungsrichter? Ausser Munkeln, dass der neue Therme-Herr mit der grossen, schwarzen Brille auf der Nase als guter Katholik jeden Abend mit seinem Kindlein bete und amerikanische Milliardäre bewundert, fanden die Helden der Recherche von der Südostschweiz bis zu Die Zeit wenig heraus. Immerhin haben einige von uns den Valsern gesagt, was sie an Peter Zumthors Können hätten und was ihm zu verdanken sei. Das wird den einen und die andere wohl ins Sinnieren gebracht haben, ob allzu viel vielleicht ungesund sei und jetzt eine andere Zeit nötig.

Spielten Presse und Radio traditionsreich die Melodie, so ist der Gegentakt neu und überraschend. Wohl zum ersten Mal in der Dorfpolitik musizierten Social Media mit.

Auf [www.myvals.ch](http://www.myvals.ch), verknüpft mit SMS, Facebook und dergleichen haben die Stoffelianer den Diskurs aufgeheizt von heimattümelnden Bekenntnissen über aggressive Werbung und Diffamierung des Architekten bis zur digitalen

## Der Diskurs gegen das Fremde gehört zum courant normal.

Audienz von Kaiser Remo persönlich. Er hat Fragen kumpelhaft, aber selten präzise beantwortet und sich oft gefreut, «aina van ünshds siin». Bemerkenswert ist immerhin, wie ein als steinreich geltender Immobilienkaufmann mit der deutschen Sprache zu kämpfen hat.

Hochparterres Lehrtochter käme wohl in der KV-Schule in Schwierigkeiten, unterliefen ihr so zahlreiche Grammatik- und Orthografiefehler wie Remo Stoffel, der verspricht die hoch entwickelte Kultur der Therme fortzuschreiben.

Und so bleibt die Lehre aus Bemerkung Nummer 2: Tue Gutes und sprich darüber, auch laut und mit der Trommel auf dem Dorfplatz und im Netz der Netze. Die Medien, vereint zu einem brausenden und dissonanten Konzert, haben einen Raum konstruiert. Remo Stoffel und Pius Truffer haben ihn besetzt. Peter Zumthor und die Seinen überliessen ihn ihnen. Sie argumentierten differenziert, setzten sorgsam grundierte Ideen in den Raum, holten erstaunlich viel Kompetenz von Hotelwissen bis zu Architektur ausserhalb des Atelier Zumthor in kurzer Zeit zusammen und setzten vor allem aufs Vertrauen, dass sich das Gute durchsetze, so wie es sich in etlichen Strässen in Vals bis-

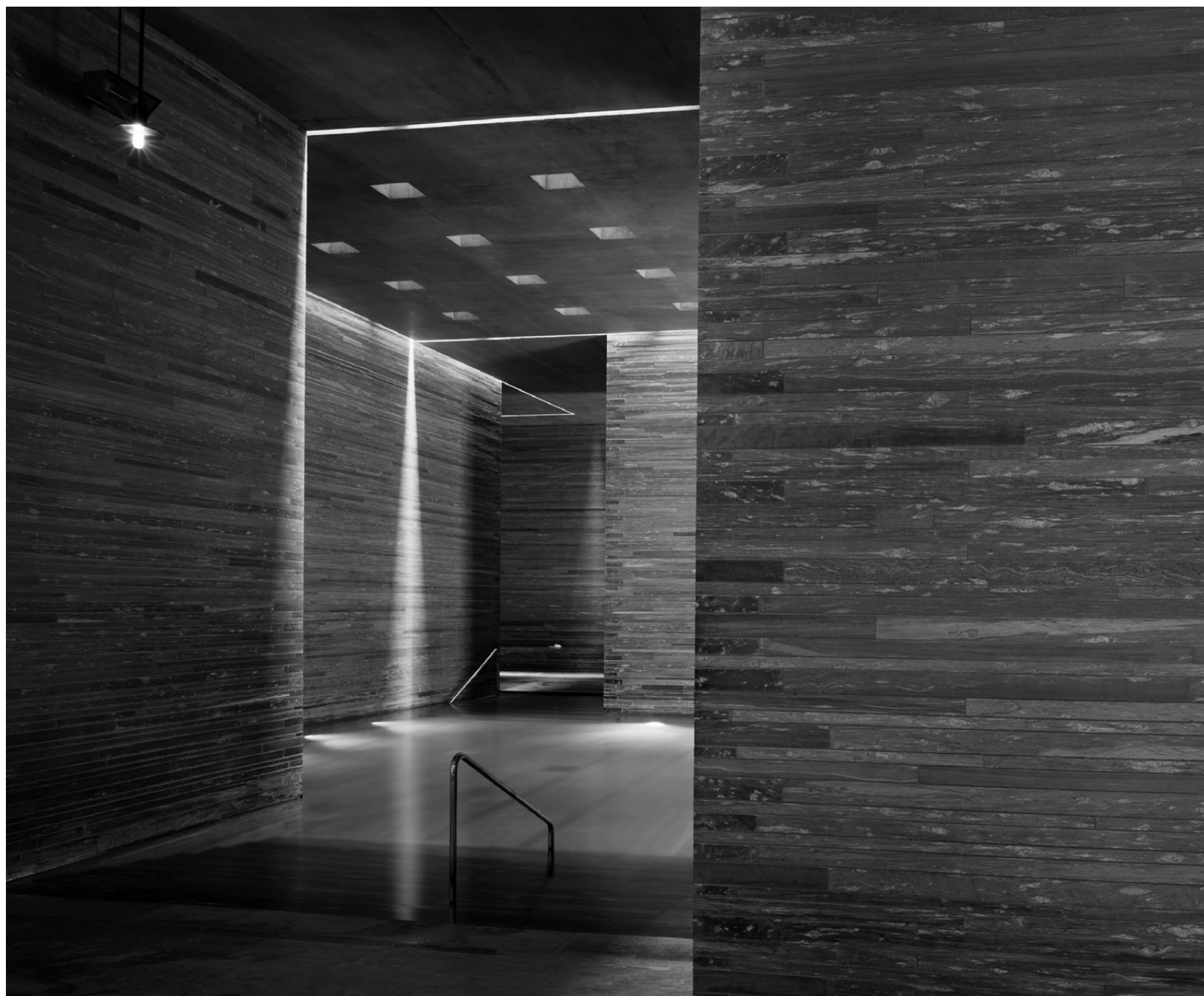


her durchgesetzt hat. Die Zumthorianer machen ein Angebot, das sollte für sich und seine Macherinnen und Macher stehen. Punkt. Dass es die Valser ausgeschlagen haben, nehmen sie nun wohl zur Kenntnis ebenso wie sie staunen, welche mediale Wucht entfacht worden ist. Es bleibt ihnen Melancholie, aber gelassen können sie froh sein, dass ihnen viel erspart bleiben wird im nun tief zerstrittenen Dorf. Die Melodielinien in der Presse nach der Abstimmung trillern um das Versagen des Künstlerarchitekten als politischer Mensch, als trübe Peter Zumthor Schuld am Debakel, weil er «schwierig», «eigensinnig», «anspruchsvoll» sei und erst

noch einer, der sich um das Schicksal seines Bau kümmerte. Tage vor der Gemeindeversammlung waren die Meinungen sicher schon gemacht – Jean-Martin Büttner, Reporter des Tages-Anzeiger, fasste das Agieren der IG Therme hart zusammen: «Der miserable Auftritt der Zumthor-Leute am Freitagabend, bei dem ausgerechnet der Architekt wegen Zeitüberschreitung nicht zu Wort kam, zeugte von Selbstüberschätzung und Inkompetenz. Es war fatal, wie leicht es der Architekt seinen Gegnern machte.» Das hat die Abstimmung nicht entschieden, das Hallenversprechen wog stärker.

### 3. Das Fremde

Fremd war die Idee, auf der Brache von Spekulanten in den Achtziger Jahren eine Therme zu bauen; von Aussen kam der Architekt; aus der Fremde von der Bank und dem Wasserzins kam das Geld und ins Ausland verschwunden waren die zusammengekrachten Spekulanten. Vals hat 825 Einwohnerinnen und Einwohner – eine kleine Gemeinde. Ihre gesellschaftliche Kraft reichte nicht aus, die älter werdenden, heute untereinander tief zerstrittenen Pioniere, die seinerzeit die Idee gefunden und gestemmt hatten, zu ergänzen und zu ersetzen. Mit «Eigätinä» und mit «Fremdä». Die Rhetorik des



Eigenen gegen das Fremde hat den Thermehandel immer wieder dominiert. Sie durchzieht die Flugblätter, etliche Zeitungsbeiträge und die Rede im Dorf. Die Website myvals ist voller Dialektwendungen, Pius Truffer beteuert sein Supervalertum, Remo Stoffel sein Heimweh und die Idylle des Zuckerbäckers, der nun zurückkommt, dankbar für seine Wurzeln. Er witzelte gegen «schwarz angezogene Architek-



turfans» als Stellvertreter des Fremden, ja der Intellektuellen schlechthin.

Die dritte Lehre also: Der Diskurs gegen das Fremde zieht auch in einem Dorf, das abhängig ist vom Fremdenverkehr; er gehört zum courant normal in der Schweiz – ob Architektur im Stadtquartier oder auf dem Dorf, ob Flüchtlinge oder Bruxelles. Sonderbar immerhin, wie Pius Truffer, der erfolgreich die schönen Steine seines Steinbruchs in die Welt exportiert, für das Eigene schwadroniert und gegen das Fremde vom Leder gezogen hat. Solcher Wucht beizukommen war für die Gruppe um Peter Zumthor ausserordentlich schwer, gross ist der Unterscheid zwischen dem Schwert eines Fundamentalisten und dem Projekt eines Architekten. Immerhin – die Oberwalser haben versprochen, fortan nur mit der ersten Garde der Architektur ihre Werke zu bauen – diese aber sitzt nicht in Vals und das Kapital, das sie allenfalls umsetzen wird, kommt ebenso aus der Fremde, wie die Gäste der Therme, die – bis auf mich und wenige – keine Walser sind.

## Staat retten, Denkmal schleifen

Hochparterre 1. März 2012

Von Köbi Gantenbein

In Luzern gehen die Wogen hoch: Der Kantonsrat hat eine Spitzkehre gemacht. Statt die Zentral- und Hochschulbibliothek zu sanieren, will er sie abbrennen und ein «Investorenprojekt» hinstellen. Doch die Bibliothek im Vögelisgärtli ist ein Baudenkmal. 1951 gebaut galt der luftig heitere Bau von Otto Dreyer «als wohldurchdachtes Musterbeispiel». Statt seiner Reparatur mit dem Projekt «Soleil, lumière et l'air» von Lussi + Halter und Caretta Weidmann, das derselbe Kantonsrat vor einem halben Jahr bewilligt hat, soll nun eine eierlegende Wollmilchsau ins Körbli springen. Eine überwiesene Motion von Hans Aregger will einen Neubau als «städtebaulichen Akzent», nicht nur für Bücher, sondern auch mit Büros und Wohnungen.

Kantonsrat Aregger ist einer der grössten Bauunternehmer des Kantons. Seine Argumente sind so durchsichtig wie die eines Löwen, der in die Metzgerei eintreten möchte, denn er wolle nun Vegetarier werden. Achtzig Kantonsräte folgen dem Löwen denn auch, weil er verspricht, Luzern erhalte nicht nur eine nagelneue Bibliothek, sondern vom Investor, dem er Grund und Boden überlasse, noch zehn Millionen Franken.

Skandalös, wie schlagartig solche Spekulationen in Zeiten ächzender Staatskassen alle Sorge um öffentliche Güter und Werte pulverisieren. Bedenklich, wie devot heute bis weit ins bürgerlich-liberale Lager derartige Attacken gestützt werden – die grünliberalen Hoffnungsträger sind dabei keinen Deut besser als die SVP-Polteris. SIA, BSA und weitere Architekten- und Kulturverbände reklamieren denn auch laut. Sie mahnen, dass die Sanierung des Bibliothekdenkmals weit gediehen sei, ein neues Vorhaben Jahre daure und der Investorengewinn schönstes Vogelgezwicher sei.

Das ist gut, richtig und schön – aber nur die halbe Wahrheit. Die ächzende Staatskasse kann nicht mit frivolen Städtebauideen gefüllt werden, sondern mit angemessenen Steuern auf hohen Einkommen, reichen Vermögen und ergiebigen Erbschaften. Diese sind in den letzten Jahren laufend gesenkt worden. Solche Politik ist umzukehren, damit Baukultur nicht in «Investorenprojekten» ertrinken muss.

## Schuberts Kaserne

Hochparterre 1. Februar 2013

Von Köbi Gantenbein

Zürich ist eine Schubert-Gesellschaft. Franz Schubert war der Komponist des Biedermeiers und der Erfinder der bürgerlichen Kammermusik. Im Biedermeier zogen sich vor 200 Jahren Kunst und Kultur aus Angst vor Politik und Macht in die Stube und die Laube zurück und überliessen das Weltgetöse den Machmenschen. Das Biedermeier wird gerne belächelt. Das ist falsch, denn diese Kultur war heiter und menschenfreundlich. Schuberts frühe Musik steht dafür.

Doch höre ich seine späten Streichquartette oder den Liederreigen «Winterreise», so eröffnen sie mir einen weiten Raum, licht, fern – und widerständig. Eine Ahnung dessen, was werden könnte, erklingt. Das ungedachte Nochnichtda ist auch für die Kaserne nötig.

In Werner Hubers Entwurf ist ein Raum für ein Stadtlabor einzurichten und mit guten Mitteln auszustatten, in dem der offene Stadtraum für die Kaserne verhandelt und vorbedacht wird, der nach der «Zwischennutzung» werden wird.



## Der Zürcher Journalistenpreis 2013

wird

Rico Czerwinski

für seinen Artikel

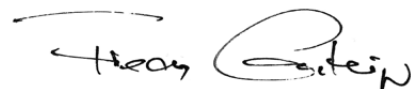
Die Anomalie

erschienen in Das Magazin vom 14. April 2012

verliehen.

Zürich, 29. Mai 2013

Die Jury:



Fredy Gsteiger



Susan Boos



Alain Zucker



Margrit Sprecher



Hansi Voigt

## Preisträger



Rico Czerwinski

Dem Journalismus verdanke ich einige interessante Erlebnisse. Ich wurde 1976 in Mecklenburg geboren. Mit 20 beschimpfte mich ein 60-jähriger Multimillionär, nachdem er mich spätabends in meiner Studenten-WG angerufen hatte, um mich von Lokalrecherchen über seine damals noch gefeierten Immobilienprojekte abzubringen. Er bestärkte mich in dem Wunsch, Journalist zu werden. Ich schrieb vor und während des Studiums über den wirtschaftlichen und sozialen Wandel nach der Wende, u.a. für die Schweriner Volkszeitung, die Taz und den Stern, machte eine Ausbildung beim Berliner Tagesspiegel, wo mich Journalisten wie Giovanni di Lorenzo und Stephan Lebert prägten. Ab 2002 traf ich als Redaktor beim Zürcher «Das Magazin» US-Marines, Rebellen in Nepal, wehrpflichtige Israelinnen bei ihren ersten Einsätzen im Libanon-Krieg, die EU-Aussenministerin, einen Google-Vordenker und den Kinderbuchautor Tomi Ungerer. Regelmässig beschäftigten mich Alltag und Sicht von Kindern und Jugendlichen, Themen wie Leistungsdruck, sogenannte sinnlose Gewalt oder zunehmende Amokdrohungen an Schulen. Seit Anfang 2013 bin ich für die «Magazin»-Produktion verantwortlich. Konnte ich Leser für bisher wenig beachtete Hintergründe und Zusammenhänge interessieren? Vielleicht erfüllte sich diese am Anfang unter dem Eindruck der Wendezeit entstandene Vorstellung hin und wieder, wie ich durch Reaktionen auf besonders intensive Recherchen bemerkte. Etwa nach der Offenlegung einer experimentellen, tödlichen Herztransplantation am Zürcher Unispital, der Geschichte über den Emmentaler Bauernstand oder das Porträt eines Zürchers, der seine Familie und sich tötete, weil er sich für ihren sozialen Abstieg schämte.

## Laudatio

Laudatio für den Artikel  
Die Anomalie  
von Rico Czerwinski  
erschienen im *Magazin*,  
14. April 2012

Titel: «Die Anomalie». Das Bild: Geschwungene Gleise, die Silhouette einer Frau und ein Tram im abendlichen Gegenlicht. Der Lead: «Die Unfallzahlen der Zürcher VBZ-Chauffeure widersprechen dem Trend der Unfallstatistik. Sie selbst beklagen ihre chronische Überforderung. Auf der Suche nach den Gründen der Unzufriedenheit bei den grössten Verkehrsbetrieben der Schweiz.» – Unspektakulärer kann man einen Artikel nicht beginnen. Gefühlte 25000 Zeichen Text folgen. In anderen Medien war es eine kurze Meldung. Sie lautete in Agenturvarianten: «Die Zahl der Verkehrsunfälle in der Schweiz nimmt laufend ab. Auch im öffentlichen Verkehr. Insbesondere in Basel und Bern ist der Trend klar rückläufig. Einzig in Zürich nehmen die Unfälle mit Beteiligung von Tram oder Bus zu.» Und jetzt setzt sich Rico Czerwinski hin und fragt: WARUM IST DAS SO? Warum ist das so, dass die Unfälle seit Jahren überall abnehmen, nur im öffentlichen Verkehr von Zürich nicht? Als Chefredaktor und Verkehrsteilnehmer sagt man in so einem Fall normalerweise: «Super Idee, das Gefühl hatte ich auch schon, aber die kriegst du nie hart, diese Geschichte» – und man sagt eigentlich: «Der Aufwand lohnt sich nicht.» Der Aufwand ist in der Tat beträchtlich. Czerwinski stellt seine Frage immer wieder. Besuch die Chefs, die Busfahrer an der Haltestelle, die Verkehrspsychologen, die Statistiker, die Ärzte. Und lässt die Leser an der Entstehung seiner Geschichte teilnehmen, die so auch zur Geschichte von einem Autor wird, der versucht, eine weiche Geschichte hart zu bekommen. Er fragt so lange, bis der Leser erkennt, dass das systematische Nichtbeantworten der Frage der erste Teil der Antwort sein könnte. Einen

weiteren Teil der Antwort liefert die Aussage einer vor zwei Jahren verunfallten Busfahrerin: «Aber ich sah ihn natürlich und hatte mehr als genug Zeit zum Bremsen. Genau darauf hatte ich jedoch keine Lust, und ich musste ja auch nicht. Weil der Autofahrer ja die Vorfahrtsregel verletzte. Der Rest war mir egal an diesem Morgen.» Wer sich, wie ich, jeden Morgen auf der Langstrasse in verbotener Weise und Fahrtrichtung ins Terrain der VBZ-Riesen wagt, weiss um die lautlos unter der Oberleitung heranrauschende blaue Humorlosigkeit. Aber die Unlust zum Bremsen als Erklärung eines Unfalls – das ist eine andere Dimension. Czerwinski gibt sich aber auch hier nicht mit dem Spektakel eines Einzelfalls zufrieden und sucht weiter. Er findet letztlich eine erkrankte Unternehmensseele vor. Einen Paradedfall des Human Resource Miss-Managements: Einen Anforderungskatalog von über 100 Punkten, totale Überwachung, das absolute Misstrauen des Managements gegenüber den Untergebenen und umgekehrt und letztlich die absolute Überforderung der Belegschaft. Alles im Namen der Gleichbehandlung, der Kundenzufriedenheit und der Transparenz. In Zeiten, wo alles messbar gemacht werden soll, was gefühlt werden könnte, schildert uns diese Nahaufnahme aus dem Führerstand der VBZ, wie absurd es wird, wenn man aus Bewertungsgründen Menschen in ein Ja/Nein-Schema presst, das in seiner ganzen betriebswirtschaftlichen Ausgeklügeltheit nur zur Willkür – und schlussendlich zu Unfällen führt. Der Autor verdient den Zürcher Journalistenpreis auch, weil er mit der knappen Ressource Zeit, die in Zeiten ökonomischen Drucks zum immer kostbareren Gut wird, so grossartig umgegangen ist. Er hat sie dort grosszügig eingesetzt, wo es sich lohnt. Er hat die Möglichkeiten, die ihm ein Arbeitsplatz beim «Magazin» bietet, genutzt. Er hat eine Geschichte hart gemacht, die andere nicht hart bekommen hätten. Er hat eine gesellschaftlich hoch relevante Geschichte geschrieben, die andere nur als Meldung gesehen haben. Und er hat, in Zeiten überflutender Nachrichtenimpulse, gezeigt, dass eine scheinbar nüchterne Meldung, nach Erstellung des Zusammenhangs, von einer Falschaussage kaum zu unterscheiden ist.

Hansi Voigt



Das Magazin 14. April 2012

*Die Unfallzahlen der Zürcher VBZ-Chauffeure widersprechen dem Trend der Unfallstatistik. Sie selbst beklagen ihre chronische Überforderung. Auf der Suche nach den Gründen der Unzufriedenheit bei den grössten Verkehrsbetrieben der Schweiz*

Von Rico Czerwinski

Eines Morgens in Zürich. Eine weder neu eingestellte noch ungeschickte, noch sonst irgendwie auffällige Buschauffeurin beginnt ihren Arbeitstag. Mehrfach rotiert sie ab 5 Uhr 30 zwischen den Endhaltestellen der Linie 78, erreicht gegen 9 Uhr dann eine Kurve in der Nähe des Bahnhofs Altstetten. Und verunfallt. Beamte der Stadtpolizei werden alarmiert, die Untersuchungen vor Ort sind nach einer Stunde abgeschlossen.

Der VBZ-Bus kollidierte kurz vor 9 Uhr mit einem Auto, dessen Fahrer war wohl aus Unachtsamkeit auf die Busspur geraten. So das Endergebnis der polizeilichen Ermittlungen. In Wirklichkeit passierte beim Unfall in Altstetten etwas anderes. Das sagt die Fahrerin zwei Jahre später.

In Wirklichkeit habe sie schon kurz zuvor mit dem Gedanken gespielt, mit dem Auto zu kollidieren. Zwar sei der Fahrer tatsächlich auf ihre Spur geraten – wie schon so viele vor ihm in dieser Kurve. Weil die dortige Verkehrsführung dazu einlade. «Aber ich sah ihn natürlich und hatte mehr als genug Zeit zum Bremsen. Genau darauf hatte ich keine Lust, und ich musste ja auch nicht. Weil er ja die Vorfahrtsregel verletzte. Der Rest war mir egal an diesem Morgen.»

Regelmässig liest man von Unfällen der Zürcher ÖV-Chauffeure. Nicht selten kollidieren ihre Fahrzeuge mit Gartenzäunen, Hausfluren, Kandelabern. Ganz Zürich redet inzwischen darüber, wenn wieder einmal ein geübter VBZ-Chauffeur gegen ein Schaufenster oder das Fahrzeug eines Kollegen prallt. Ohne fremde Beteiligung. Verblüffend aber ist etwas anderes.

In der Schweiz sinken oder stagnieren die Unfallzahlen, denn Autofahrer, Lastwagenchauffeure und viele andere schaffen es immer besser, Unfälle zu vermeiden. Doch in einer Stadt des Landes entwickelt sich eine Fahrergruppe seit Jahren so ungewöhnlich, dass Un-

fallforscher und Statistiker die Köpfe schütteln. Während die Unfallzahlen vieler anderer Verkehrsteilnehmer genauso sinken oder in etwa gleich bleiben wie auch die der ÖV-Fahrer in anderen Städten wie Basel oder Bern, steigen die Unfallzahlen der 1400 Profi-Chauffeure der VBZ nicht nur ein wenig. Sondern zwischen 2005 und 2011 um über 30 Prozent.

So ereigneten sich 2005 auf dem Netz der Verkehrsbetriebe laut polizeilicher Statistik 146 Unfälle. 2006 waren es 174. 2007 waren es 203. 2008 waren es 225. 2009 waren es 220. 2010 waren es 238 und im vergangenen Jahr 215. Die Zahl der Unfälle mit Verletzten stieg von 67 im Jahr 2005 fast kontinuierlich auf 133 im vergangenen Jahr.

Statistiker und Unfallforscher haben keine verlässliche Erklärung für diese Anomalie. Die Zunahme des Verkehrs auf den Strassen um maximal 6 Prozent seit 2005 etwa beeinflusse alle Verkehrsteilnehmer, sagt der Chefstatistiker der Dienstabteilung Verkehr der Stadtpolizei Zürich Dr. Wernher Brucks. Seit 2009 gebe es auch häufiger Notstopps der Fahrer, was Stürze und Verletzungen von Passagieren in den Fahrzeugen verursache. Allerdings erkläre auch dieser Anstieg um etwa 30 Fälle zwischen 2009 und 2011 nicht die tatsächlichen Hintergründe der starken Häufung der VBZ-Unfälle. «Die Entwicklung», so Wernher Brucks, «ist zu deutlich und zu kontinuierlich, als dass sie Zufall sein könnte. Aber ihre wahren Ursachen kennen wir nicht.»

## Immer wieder werden andere Beamte an den Unfallort gerufen.

In all den Jahren machte die VBZ auf das tatsächliche Ausmass der Unfallentwicklung nie wirklich aufmerksam. Statt die Entwicklung konsequent über einen längeren Zeitraum darzustellen und ihre Ursachen zu diskutieren, präsentierte man die Unfallzahlen oft nur im harmloseren Vergleich zu den Vorjahren. Mit wem also könnte man über die Hintergründe der Häufung diskutieren? VBZ-Mitarbeiter sagen: Niemand wisse darüber mehr als Yves Morger von der VBZ-Schadenabteilung. Ihm stünden mehr Informationen über die Unfälle

zur Verfügung als den meisten anderen. Und angeblich interessiere er sich auch mehr für ihre Ursachen, beschäftige sich mit den zahlreichen Fällen kleinerer und grösserer Kollisionen umfassender als andere. Als Polizist zum Beispiel kennt man nur wenige Unfälle. Immer wieder werden andere Beamte an Unfallorte gerufen. Und der Justiz stehen neben den gesicherten Beweisen nur die offiziellen Einvernahmen der Unfallfahrer zur Verfügung. In diesen jedoch, das weiss jeder Polizist, sagen die wenigsten Fahrer mehr als nur das Allernötigste. Ganz anders bei einem wie Yves Morger, der das Unternehmen kennt, und viele Chauffeure seit Jahren. Morger könnte den nötigen Überblick und das Wissen besitzen, aus der Vielzahl an Informationen Ursachen und Hintergründe herauszufiltern. Und angeblich tue er das, sagen VBZ-Angestellte, intensiver als die übrigen Mitarbeiter der Abteilung. Das Problem ist: Mediensprecher Andreas Uhl will das Interview nicht erlauben. Informationen über Unfälle seien Datenschutzsache.

### Chronische Erkrankungen

Unabhängige Forscher sagen, man wisse nichts über die Hintergründe der Zunahme der VBZ-Unfallzahlen. Das sei aber nicht ungewöhnlich. «Unternehmen in sicherheitssensiblen Branchen, in denen Unfälle passieren, neigen dazu, nicht alle möglichen Ursachen einer Unfallhäufung extern untersuchen zu lassen», so der Unfallforscher Markus Hackenfort von der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften. Und das müssen diese Unternehmen auch nicht. Die VBZ als Organisation etwa stehen nach einem Unfall juristisch nicht im Fokus von Polizei und Gerichten. Diese suchen bei einem Unfall vor allem Verstösse gegen das Strassenverkehrsgesetz, sie suchen also nach individuellem oder technischem Versagen. «Auch», so Hackenfort, «wenn bei einer solchen Häufung von Unfällen zum Beispiel organisatorische Faktoren eine grössere Rolle als oft angenommen spielen.»

Ich wende mich an einer Bushaltestelle in Zürich an drei VBZ-Mitarbeiter. Zwei tragen die Fahreruniform, sie drehen sich sofort weg. Der Dritte arbeitet im unteren Kader des Unternehmens und erklärt das Verhalten der beiden anderen: «Den Fahrern ist es verboten, selbst über ihren normalen Arbeitsalltag mit Journalisten zu sprechen. Und auch wenn sie das Thema Unfälle beschäftigt: Sie wissen, es ist



heikel.» Der Mitarbeiter stellt in Aussicht, einen mit ihm privat befreundeten Chauffeur anzusprechen. Aus diesem Kontakt ergeben sich weitere. Irgendwann melden sich insgesamt sieben Chauffeure, wirken anfänglich zögernd und vorsichtig. Und werden dann offener, willigen ein zu zahlreichen Gesprächen. Drei der sieben sagen: «Wir werden morgen keinen Unfall haben, auch übermorgen nicht. Aber wir machen uns Sorgen.» Die Geschäftsleitung schweige zur Unfallhäufung. «Aber wir wissen von den Zahlen. Gerüchte machen im Unternehmen die Runde. Die Fahrer reden darüber. Schliesslich sind wir es ja, die dann vorm Richter landen oder auf dem Trottoir sitzen, während vorn die Sanitäter das Bircher wegräumen.» Dieser kleinere Teil der insgesamt sieben Befragten sagt: «Uns fällt das Fahren schwerer als früher.» Die anderen sprechen von einer «deutlichen» Verschlechterung ihrer Arbeitsfähigkeit.

Martin C – «Als das bei mir anfang, vor zwei Jahren, tat ich mein Möglichstes, um das zu vermeiden. Das ist doch klar. Man weiss gar nicht, was man darüber denken soll. Zuerst ist man öfter krank als früher, erkältet sich schon beim geringsten Luftzug. Jetzt hat man aber nicht nur drei- oder viermal jährlich so einen eigentlich harmlosen Infekt. Man braucht auch

viel länger, um ihn wenigstens halbwegs zu kurieren, ist danach oft noch wochenlang geschwächt.»

Sarah T. – «Schauen Sie, aber das darf niemand erfahren. Was ich hier unter meinen Fingerhandschuhen habe. Fingerhandschuhe sind eigentlich verboten. Denn meine Vorgesetzten wissen, dass Fingerhandschuhe ein Zeichen für bandagierte Handgelenke sind und bandagierte Handgelenke ein Zeichen für entzündete Nervenenden, sie verursachen Schmerzen bei jeder Handbewegung. Deshalb verstecke ich die Handschuhe unter zu weiten oder geöffneten Hemdärmeln. Das machen viele so. Achten Sie mal auf Fingerhandschuhe gerade bei Busfahrern.»

Werner K. – «Ein Kollege hat mir seinen Arzt empfohlen, wir kennen uns seit langem, deshalb hat er mich darauf angesprochen. Er hat mich gefragt, ob alles in Ordnung sei oder ob ich auch diese Symptome hätte. Weil ich oft so erschöpft wirke.»

Madeleine B. – «Ich war bei fünf Ärzten, ich war öfter erkältet als früher. Und ständig müde. Als das bei mir anfang, was sich später als Schlafapnoe herausstellte, ging ich aber nicht zur VBZ-Vertrauensärztin, ich wollte mich ja nicht für fahruntüchtig erklären lassen. Dann stellte

man fest, dass mein Körper nachts derart unruhig sei, dass er ständig das Gefühl habe, zu ersticken. Du wachst nachts jedes Mal unbewusst auf, wenn dein Körper meint, nicht genug Sauerstoff zu erhalten. Dein Gehirn und dein Körper erholen sich nicht mehr richtig.»

Bis vor wenigen Jahren seien Probleme wie diese bei ihnen nie aufgetreten. Fast alle befragten Fahrer klagen über verminderte Abwehrkräfte, über Erschöpfung, über Einschlaf- und Durchschlafstörungen. «Häufiger als früher starke Stiche im Kopf? Auch beim Arbeiten? Viel häufiger grippale Infekte? Probleme mit dem Bewegungsapparat, mit entzündeten Nervenenden?», fragte mich die Ärztin bei Medix, sagt Sarah T., «da kannte sie mich noch gar nicht, ich hatte gerade meinen ersten Termin bei ihr. Aber ich war im Uniformhemd.» Das seien, so habe ihr die Medix-Ärztin gesagt, auffällige, oft kombiniert auftretende Beschwerden bei einer ihrer Patientengruppen: den VBZ-Fahrern. «Ich sei nämlich nicht ihr einziger, sondern ihr fünfter VBZ-Fahrer. Und alle klagten über dasselbe.»

### Die Sicht der Unfallforschung

Die internationale Unfallforschung hat Prädiktoren für sicherheitssensible Unternehmen definiert, welche häufig vor und parallel zu Unfallserien auftreten, diesen vorausgehen oder diese begleiten. Unfallforscher aus der Schweiz und aus Nachbarländern haben über die häufigsten Ursachen solcher Serien in High-Risk-Branchen forschen können. Besonders viele Unternehmen im deutschsprachigen Raum untersuchten drei Professoren: der renommierte ETH-Arbeits- und Organisationspsychologe Eberhard Ulich, sein Berner Kollege Norbert Semmer und der Unfallpsychologe an der Universität Jena, Rüdiger Trimpop: Unternehmen mit Unfallserien, so sagen die Wissenschaftler, erlebten oft eine Zunahme an Krankheitstagen. Die körperliche Widerstandskraft der Mitarbeiter sei eingeschränkt, habe aus irgendeinem Grund gelitten.

Zwei ebenfalls wichtige Anzeichen, die häufig parallel zu Unfallserien in sicherheitssensiblen Unternehmen auftreten, sind Unzufriedenheit mit der Arbeit und die Zunahme von vielerlei Fehlhandlungen, die, obwohl sie eine Art Frühwarnsystem darstellen, nicht sofort schwerwiegende Folgen haben. Bei den Fahrern der Verkehrsbetriebe stieg die Zahl der Krankheitstage: Lag sie um 2006 noch bei gut 10 000 Tagen im Jahr, waren es 11 945 Krankheitstage









dem Kerngeschäft, dem sicheren Fahren, überhaupt nichts mehr zu tun hätten. Es sei selbst als langjähriger Fahrer unmöglich, keine Fehler zu machen. Und kritisiere man dieses System, gerate man in eine Eskalationsspirale. Schon mit hin und wieder eigener Meinung stehe man schnell im Fokus des Vorgesetzten. Und dann erweise sich das Kontrollsystem als ideales Werkzeug, um einen, wie die Fahrer sagen, «runterzudrücken».

Leistet der Mitarbeiter «alle Dienste»? «Verkraftet er auch ungerechtfertigte Kritik?» Ist er nur «selten aus der Ruhe zu bringen»? Gibt es «belastungsbedingte Absenzen»? Zeigt er eine «stets einwandfreie Verhaltensweise»? Und leistet er «auch unter Zeitdruck ausgezeichnete Arbeit»? Zeigt er «jederzeit freundliche und zuvorkommende Umgangsformen»? Es sei sehr einfach, so die Fahrer, einen Mitarbeiter an die Grenze der Belastbarkeit zu bringen. Indem man ihn besonders genau kontrolliere. Ihn ungünstig im Dienstplan einteile, keinen Widerspruch dulde. Sich besonders unnachgiebig in allen Fragen zeige. Besonders schnell zu einem der Führungsinstrumente greife wie einer Mahnung mit Kündigungsandrohung und Bewährungsfrist oder dem protokollierten Führungsgespräch, in dem diese Kämpfe oft besonders

emotional gipfelten. Fahrerinnen berichten vor diesen sogenannten Verurteilungsgesprächen rezeptpflichtige, von ihrem Hausarzt verschriebene Betäubungsmittel einzunehmen. Fahrerinnen berichten, in diesen Gesprächen regelmässig zu weinen. Oft würde man ohne jede Begründung schriftlich an solche Gespräche rufen. Der Umgangston und das Auftreten sei vonseiten vieler Gruppenleiter stark hierarchisch gefärbt, mehrere Fahrer bezeichnen ihn mit demselben Attribut: «militärisch».

Der Spielraum und die grosse Macht der Gruppenleiter sei erwünscht, so alle befragten Fahrer. Tatsächlich ist es so, wie auch das Management der VBZ bestätigt: Am Kontrollsystem hängt die Lohnentwicklung der Mitarbeiter. Schon wenige Fehler wirkten sich in den Jahresendbeurteilungen negativ aus. Statt wie früher langsam automatisch im Gehalt anzusteigen, stagniere der Lohn nun häufiger – doch für die Fahrer sei nicht dies, sondern der aus dem System erwachsende psychische Stress das Übel dieser «Fehlersuchmaschine», er führe zu einer langsamen Zermürbung, Ermüdung.

«Ich habe», sagt eine Fahrerinnen, «ständig das Gefühl, etwas falsch zu machen. Ich habe ständig tausend Augen um mich herum. Ich soll eigentlich auf den Verkehr achten, stattdessen

spüre ich diesen Blick in meinem Nacken. Bilde ich mir das nur ein? Ich schaue in den Innenspiegel, steht da hinten irgendwo ein Vorgesetzter, beobachtet mich? Sein Kollege? Einer seiner Bekannten, seiner Verwandten? Macht ein Passagier gerade ein Foto von mir, weil ich ihm negativ aufgefallen bin? Das Problem ist, ich fühle mich nicht verfolgt und erwarte meinen nächsten Fehler bereits, weil ich verrückt bin. Das Problem ist, dass ich heute nach all den Jahren verrückt bin, weil ich wirklich verfolgt werde und jemand auf meinen nächsten Fehler wartet.»

### Es geht auch mit weniger Regeln

Auf das System der VBZ angesprochen, kritisieren Experten einhellig die Menge, den Inhalt, die Widersprüchlichkeit der Regeln. Sowohl Arbeitspsychologen und Unfallforscher wie Norbert Semmer oder Rüdiger Trimpop, als auch Kenner von Leistungslohnsystemen wie der Zürcher Unternehmensberater Dr. Benno Schnüriger vermuten Auswirkungen auf die Aufmerksamkeit und die Ressourcen der Fahrer.

Tatsächlich kennt weder der öffentliche Verkehr in Bern noch in Basel ein derart ausgeklügeltes System der Überwachung. In Basel gibt es zirka dreissig Kriterien, nach denen Mitarbeiter bewertet werden, in Bern beschränkt man sich auf eine Kontrolle und Befragung von Mitarbeitern nach ungewöhnlichen Ereignissen wie etwa Unfällen. Dr. Schnüriger sagt: «Das Problem solcher überzogenen Systeme ist die suggerierte Scheingenauigkeit. Daraus resultiert der Psychostress für alle Beteiligten. Wie rechtfertigt ein Gruppenleiter der VBZ, einen Mit-

## Schon wenige Fehler wirkten sich in den Jahresendbeurteilungen negativ aus.

arbeiter anhand zufälliger Beobachtungen und weniger Auffälligkeiten in 130 präzisen Kriterien zu bewerten?» Fahrer der VBZ seien Tausende Stunden unterwegs. Niemand könne die Einhaltung so vieler Kriterien wirklich gerecht überwachen, dazu sei der Aufwand viel zu gross. Der Berner Professor für Arbeitspsychologie

Norbert Semmer sagt: «Dieses System bietet zu viel Raum für Fehlerurteile durch Vorgesetzte. Man kann all diese Regeln erstens nur sehr schwer objektiv kontrollieren. Ihre Fülle ist enorm. Deshalb bestimmt oft entweder der Zufall oder aber der sogenannte Halo-Effekt mit über die Qualifikation: Das System ermöglicht, dass Sympathie oder Antipathie des Vorgesetzten gegenüber dem Mitarbeiter dessen Leistungsbeurteilung stark mitbestimmen. Es ist sehr schwer, Punkte wie «verträgt auch ungerechtfertigte Kritik» objektiv einzuschätzen.»

Ausserdem sei in diesem Regelkatalog eine Grundhaltung des Misstrauens gegenüber den Mitarbeitern spürbar. «Ein Leistungskontrollsystem in dieser Ausprägung kann leicht zu Konflikten und zu eigentlich unnötigem Stress führen. Ausserdem denke ich, dass bei den Fahrerinnen und Fahrern gehäuft Zielkonflikte auftreten: Für welche der vielen Regeln entscheide ich mich, wenn ich nicht alle einhalten kann? Dieser Stress und die Spannungen können die Leistungsfähigkeit und das Fahrverhalten der Mitarbeiter beeinträchtigen.»

Auch die Vertreter der Gewerkschaften VPOD und Transfair kritisieren das Qualifikationssystem. Es sei im Unternehmen ein «Politikum», das auch Jahre nach seiner Einführung den Betrieb spalte. «Meiner Ansicht nach würden heute 95 Prozent der Fahrer sofort für eine Abschaffung oder zumindest für eine radikale Reform des Systems stimmen», erklärt der für die VBZ zuständige VPOD-Sekretär Duri Beer. «Regelmässig berichten uns VBZ-Fahrer von Auseinandersetzungen und, so wie sie es nennen, Schikanen durch ihre Vorgesetzten», sagt die Transfair-Vertreterin Diana Mathys. «Die Gruppenleiter werden von den Fahrern heute fast nur noch als Polizist und Überwacher empfunden statt als Partner im Bemühen um eine bessere Leistung. Fahrerinnen und Fahrer bitten uns regelmässig, sie zu Gesprächen mit ihren Vorgesetzten zu begleiten, da sie sich den Konflikten allein nicht mehr gewachsen fühlen.» Duri Beer sagt, das System in dieser Ausprägung verursache bei sicher 80 Prozent der Fahrer deutlich mehr Stress. «Es kommt natürlich immer auch auf die Persönlichkeit des Mitarbeiters an, aber dieses System produziert ein Klima des Misstrauens und der Überwachung, unter dem sicher 20 Prozent der Chauffeurinnen und Chauffeure stark psychisch leiden.» Sowohl Duri Beer als auch Diana Mathys berichten von zahlreichen Fahrerinnen und Fahrern, die ihnen gegenüber

von Einschränkungen ihrer Leistungsfähigkeit bis hin zu gesundheitlichen Problemen gesprochen und diese in Zusammenhang mit dem überzogenen Qualifikationssystem gebracht hätten.

Experten wie Norbert Semmer halten das System in dieser Ausprägung für unzeitgemäss. Um Missbrauch und negative Folgen zu verhindern, gehe man heute vermehrt dazu über, wenige, zentrale Kriterien zu definieren, statt zu viel überflüssige Unruhe zu verursachen. Dies ist vor allem in sicherheitsrelevanten Bereichen so, die Schweizerischen Bundesbahnen beispielsweise prüfen heute nur noch wenige zentrale, vor allem sicherheitsrelevante Kompetenzen ihrer Fahrer. Die SBB haben das ursprüngliche lohnrelevante Qualifikationssystem für diese Mitarbeitergruppe vor einigen Jahren wieder abgeschafft.

### Warum keine unabhängige Prüfung?

«Viele Unternehmen haben sich wieder davon verabschiedet, derart umfangreiche personalisierte Daten zu sammeln», sagt auch der deutsche Unfallforscher Rüdiger Trimpop. Ihm sei kein Unternehmen in der Transportbranche bekannt, das dies so intensiv versuche und dann noch die Lohnentwicklung daran kopple. Stress durch hohen Kontrolldruck und Auseinandersetzungen führe bereits in Unternehmen mit deutlich dünneren Regelkatalogen zu gut belegten Verlusten an Aufmerksamkeit, Reaktionszeit, an vielen intellektuellen Leistungen. Überzogene personalisierte Kontrollsysteme, die über Jahre permanent nicht nur anonym Fehler erfassten, beeinträchtigten die emotionale und irgendwann auch die physische Belastbarkeit von Mitarbeitern. Es sei seit langem für alle Risikobranchen, aber auch spezifisch für professionelle Fahrer belegt, dass nichts die Aufmerksamkeit am Arbeitsplatz so sehr beeinflusse wie der dortige subjektive Psychostress. Ausserdem sei es einfach unverständlich, wie viele und wie präzise Zusatzaufgaben man den Chauffeuren durch diesen Katalog abverlange, die sie teilweise parallel zum Fahren beanspruchten. Sie würden ganz direkt einen Teil ihrer Denkkapazität und Aufmerksamkeit abziehen, ohne dass ihnen dies überhaupt bewusst werde. Derart umfangreich definierte Zusatzaufgaben wie bei den VBZ hätten im Alltag von Fahrern keinen Platz, die für die Sicherheit Hunderter verantwortlich wären. Beratungsaufgaben, Reinigungsaufgaben, praktische Hilfestellungen beim

Ein- und Aussteigen, die ganze Überbetonung eines für den Kunden angenehmen Fahrerlebnisses, welches die Chauffeure garantieren müssten, hätten in einen Nahverkehrsunternehmen mit einer derart abnormen Unfallentwicklung nichts zu suchen.

Die Wissenschaftler sagen übereinstimmend, sie könnten nicht nachvollziehen, warum ein renommiertes Unternehmen wie die VBZ nicht den einzig möglichen Schluss aus alledem ziehe: dass es die Belastung der Fahrer von unabhängiger Seite prüfen und notfalls Wege finden müsse, diese zu verringern.

«Es tut mir leid für den Autofahrer an jenem Morgen», sagt die Unfallfahrerinnen vom Anfang, die dem Auto in jener Kurve absichtlich nicht auswich. «Aber ich hatte damals eine so lange Zeit immer neuer Herabsetzungen und Schikanen meines Gruppenleiters hinter mir. Es klingt komisch, wenn man es rückblickend betrachtet. Aber ich reagierte vielleicht einfach anders als viele Kollegen, die eher resignieren oder sich über Jahre immer weiter verängstigen lassen. Es gibt aber auch die anderen Fahrer, die aggressiv werden, auch hinterm Steuer. Die sich sagen, wenns heute kracht, dann kracht es eben. Damals wusste ich, mir wird man keine Schuld geben. Im Gegenteil, jeder verunfallte Fahrer darf den Rest des Tages nach Hause. Das wollte ich. Natürlich traf es nicht den richtigen. Aber das war mir wirklich egal damals.»

*\* Namen und Linien wurden geändert.*



## Der Zürcher Journalistenpreis 2013

wird

Iwan Städler

für seine Artikel


Leichen im Keller des Professors

erschienen im Tages-Anzeiger vom 11. und 12. September 2012

verliehen.

Zürich, 29. Mai 2013

Die Jury:



Fredy Gsteiger



Susan Boos



Alain Zucker



Margrit Spröcher



Hansi Voigt

## Preisträger



Iwan Städler

Am Anfang war – Roger Schawinski. Als er 1979 vom Pizzo Groppera nach Zürich zu senden begann, war ich einer seiner Fans, damals 12-jährig. Durch sein Radio 24 begann ich mich für Medien zu interessieren, wenn auch weniger für deren Inhalte als für die Medienpolitik und die Medienökonomie. Im Stillen hatte ich ein eigenes Radio konzipiert – mitsamt der Dienstpläne. Auf Sendung ging es freilich nie. Doch die Faszination für die Medien blieb. Als dann 1987 ein Kollege eine autonome Jugendseite namens «Bumerang» in der Rapperswiler Zeitung «Die Linth» gründete, war ich gerne dabei und übernahm schon bald die Leitung (Stellvertreter war der heutige Filmregisseur Michael Steiner). Wir lieferten an der Redaktion vorbei direkt ins Korrektorat. Parallel dazu studierte ich an der Universität St. Gallen (HSG) Volkswirtschaft. 1992 startete ich beim «Tages-Anzeiger» als Volontär, worauf mich der damalige Chefredaktor Roger de Weck erst als Wirtschaftsredaktor wirken liess und 1996 ins Bundeshaus schickte. Nach sechs Jahren in Bern kehrte ich 2002 auf die Tagi-Zentrale nach Zürich zurück, wo ich die Leitung des Inlandressorts übernahm. Jetzt durfte ich Dienstpläne machen, die sogar umgesetzt wurden. Doch nach zehn Jahren in dieser interessanten Führungsposition wollte ich wieder mehr schreiben und wechselte am 1. August 2012 ins Reporterteam des «Tages-Anzeigers». Kaum dort angekommen, beauftragten mich meine Kollegen, die wissenschaftliche Leistungsbilanz von Christoph Mörgeli zu recherchieren – mit den bekannten Folgen.

## Laudatio

Laudatio für die Artikel  
*Leichen im Keller des Professors* und  
*Wir nehmen Herrn Mörgeli nicht  
als aktives Mitglied unseres Fachs wahr*  
von Iwan Städler  
erschienen im *Tages-Anzeiger*,  
11. und 12. September 2012

Journalismus ist kein Selbstzweck. Journalisten wollen etwas bewirken. Das tun sie fast immer. Mal mehr, mal weniger. Meistens jedoch bloss indirekt und mit grosser Verzögerung. Neue Ideen setzen sich durch, weil sie in den Medien verbreitet werden. Die Wahrnehmung von Personen verändert sich, weil über sie positiv oder negativ berichtet wird. Politische Meinungen werden durch Artikel, durch Radio- oder Fernsehbeiträge beeinflusst.

Dass aber ein Beitrag sofort ein Rumoren auslöst, ist selten. Iwan Städler ist das gelungen. Und erst noch mit einer Geschichte über ein eher randständiges Universitätsinstitut. Medizingeschichte – nicht gerade ein Thema, das ständig für Schlagzeilen sorgt. Doch die Zutaten waren in diesem Fall pikant. Da waren zum Beispiel Feuchtpräparate, also menschliche Körperteile, in halbgefüllten Gläsern. Oder eine Habilitationsschrift, die über lange Strecken Reiseberichte eines andern Autors enthält. Vorlesungen, die nicht nur manchmal ausfielen, sondern immer. Da waren Kollegen, die auf einen Kollegen schiessen. Da war ein Kollege, der ebenso grosskalibrig zurückschiesst. Einer, der in Staates Dienst steht, aber eben diesen Staat so scharfzüngig wie lustvoll piesackt, es selber aber mit dem Dienen womöglich nicht ganz so ernst nimmt.

Da steckt natürlich Würze drin. Die Wirkung liess denn auch nicht auf sich warten. Zuerst einmal die innermediale: Städlers Geschichte wurde sogleich flächendeckend aufgegriffen. Dann aber, erstaunlich rasch, auch die aussermediale: Besagter Staatsdiener ist nicht mehr im Amt. Sein kritisierender Vorgesetzter sitzt vorläufig nicht im Büro. Er hat sich eine Aus-

zeit genommen. Die Universitätsleitung müht sich mit der unangenehmen Last. Richter sind nun ebenfalls im Spiel. Kurz: die Geschichte ist nicht zu Ende.

Aber unbestritten ist: Es war eine, die aufzudecken sich lohnte. Iwan Städler hat nicht einfach darauf gewartet, dass ein vertrauliches Papier auf seinem Schreibtisch landete. Er wusste offenbar schon länger, dass es in dem Institut gärt – und nicht nur bei den Feuchtpräparaten. Er suchte nach Material, stellte fest, dass ein Jahresbericht, der eigentlich öffentlich zugänglich sein sollte und das in früheren Jahren auch war, zurückgehalten wurde. Er kriegte ihn am Ende doch – von wem, das ist nun Sache der Justiz. Er sammelte weiter – bis die Geschichte rund war. Man muss das Wort Skandal nicht verwenden. Städler selber hat es konsequent vermieden. Aber von einem Missstand in einer altherwürdigen Zürcher Institution muss man wohl schon sprechen. Iwan Städler brachte ihn ans Licht. Dafür der Zürcher Journalistenpreis.

*Fredy Gsteiger*



# Leichen im Keller des Professors

Tages-Anzeiger 11. September 2012

*Vorlesungen hätten nicht stattgefunden, menschliche Präparate würden ethisch fragwürdig aufbewahrt, und seine Museumsausstellung sei fehlerhaft: Die Kritik an Medizinhistoriker Christoph Mörgeli ist massiv.*

Von Iwan Städler

Man kennt ihn in erster Linie als engagierten Zürcher Nationalrat, als Chefideologen der SVP und als scharfzüngigen Kolumnisten der «Weltwoche». Allzeit bereit drischt Christoph Mörgeli auf seine politischen Gegner ein, scheut keine persönliche Attacke und wettet gegen den Staat. Immer wieder kritisiert er dessen Ausmass und stellt einzelne Aufgaben und Exponenten infrage.

Solche Fragen muss sich auch der Staatsangestellte Mörgeli gefallen lassen, der als Konservator des Medizinhistorischen Museums und der dazugehörigen Objektsammlung an der Uni Zürich wirkt: Ist er das Geld wert, das die Steuerzahler in ihn und sein Museum stecken? Wie steht es um seine wissenschaftliche Leistung? Und macht er seine Arbeit korrekt? Auf der Suche nach Antworten konsultierte der TA erst einmal Mörgelis eigene Internetseite. Dort verweist der Titularprofessor auf den aktuellen Akademischen Bericht des Medizinhistorischen Instituts, zu dem sein Museum gehört. Bloss: Der Link führt ins Leere.

Auch auf der Website des Instituts sucht man vergeblich nach dem neusten Jahresbericht. Dort sind zwar alle Ausgaben von 1998 bis 2010 fein säuberlich aufgeführt. Jener von 2011 fehlt aber - dies im September 2012. Ein Versäumnis? Nein, ergibt eine Anfrage bei Professor Flurin Condrau, der das Institut seit Februar 2011 leitet. Stattdessen teilt der neue Chef von Christoph Mörgeli schriftlich mit: «Ich habe meinen Akademischen Bericht 2011 fristgerecht abgeliefert. Die Universitätsleitung hat den Bericht bisher jedoch nicht freigegeben.» Weiter will sich Condrau nicht äussern – «aus rechtlichen Gründen».

## «Unzweifelhaft veraltet»

Das lässt aufhorchen. Wird da etwas unter dem Deckel gehalten? Jemand geschützt? Und vor allem: Was steht in diesem Bericht? Der TA hat sich die 30 Seiten beschafft. Seit Mai sind sie innerhalb der Uni einem breiten Kreis elektronisch zugänglich. Und was darin steht, ist tat-

sächlich brisant. So schreibt der 47-jährige Condrau über das vom 52-jährigen Mörgeli betreute Museum:

«Die in den 1980er-Jahren kuratierte Dauerausstellung ist heute teilweise fehlerhaft, unzweifelhaft veraltet und museologisch überholt. Der neuen Direktion drängt sich der Eindruck auf, dass die in der Schweiz gut vorangekommene Professionalisierung der Museumsarbeit bisher am Medizinhistorischen Museum vorbeigegangen ist. Kurzfristige Bereinigungen der Dauerausstellung sind unumgänglich, aber mittelfristig werden wir uns mit einer Neukonzeption befassen müssen, wenn das Museum nicht geschlossen werden soll. Aktuell stellt das Museum für die wissenschaftliche Medizingeschichte in Zürich eine grosse Belastung und sicherlich kein Asset dar.»

Konkret wirft der Bericht Mörgeli vor, die Dauerausstellung des Museums seit ihrer Eröffnung vor 22 Jahren praktisch nicht verändert zu haben. Diesen Eindruck kriegt auch, wer das Museum besucht. Im Schaukasten zum Thema Aids sind zahlreiche Präservativpackungen mit Condomeria-Klebern ausgestellt. Die Telefonnummer auf diesen Klebern be-

## Mörgeli räumt ein, ein «klimatisches und ethisches» Problem zu haben.

ginnt immer noch mit der Vorwahl 01. Wählt man sie mit der neuen Vorwahl 044, stört man eine Privatperson, die nichts mit dem Kondomgeschäft zu tun hat.

Gravierender ist der Fehler auf dem Informationstableau zu Aids: «Eine wirksame Therapie gibt es bisher noch nicht», steht dort geschrieben. Das war 1990 korrekt. Heute nicht mehr. In Condraus Jahresbericht ist von «inhaltlichen Fehlern und Unklarheiten» die Rede, die zu bereinigen seien. Mörgeli hat nun ein Anpassungskonzept erarbeitet. Künftig sollen die Museumsbesucher informiert werden, dass seit 1996 eine Kombi-Therapie Aidspatienten das Leben erleichtert. Das Museum wür-

de auch gewinnen, wenn es eine Beteiligung zuliesse - etwa mit Computern oder Experimenten. Heute findet keine solche Interaktion mit den täglich rund 35 Besuchern statt. Erste personelle Konsequenzen hat Condrau bereits gezogen: Für Sonderausstellungen ist nicht mehr Mörgeli zuständig, sondern ein anderer Mitarbeiter.

## Umfassende Schimmelsanierung

Noch mehr Sorgen macht sich der Institutsleiter wegen der sogenannten Objektsammlung, die Konservator Mörgeli betreut. Laut dem Regierungsrat des Kantons Zürich handelt es sich um «die weltweit grösste Universitätsammlung ihrer Art». Zu deren Betreuung wurde das Medizinhistorische Institut 1951 gegründet. Die Sammlung soll rund 100 000 Objekte umfassen. Wobei: Wie gross und bedeutend sie wirklich ist, weiss niemand so genau, weil lediglich 20 Prozent der Objekte katalogisiert sind. Condrau schreibt im von der Unileitung nicht freigegebenen Bericht:

«Der Objektsammlung des Medizinhistorischen Instituts und Museums geht es nicht gut. Sie wurde seit Jahren nicht professionell betreut: Mehrere Zehntausend unkatalogisierte Objekte verstauben in offenen Regalen. Aktuell ist noch nicht einmal die Grundreinigung des Depots geregelt. Wir können nicht von einer wissenschaftlichen Sammlung ausgehen und stehen vor schwierigen Entscheidungen. Dabei geht es auch ganz konkret darum, ethischen, rechtlichen und wissenschaftspolitischen Schaden vom Institut, der Fakultät und letztlich auch der Universität fernzuhalten.»

Der Bericht spricht von einem «sichtbaren Durcheinander in den Lagern». Auch ist offenbar die Feuchtigkeit nicht unter Kontrolle. In der Hälfte der Entfeuchter sei im Herbst 2011 keine Kühlfähigkeit mehr vorhanden gewesen, schreibt Condrau, «was die abrupt steigenden Feuchtigkeitswerte erklärte». Dies, nachdem die Sammlung zuvor einer «umfassenden Schimmelsanierung» unterzogen worden war.

## Wider die Würde des Menschen

Der neue Institutsleiter liess die Sammlung im Sommer 2011 durch eine internationale Expertenkommission unter der Leitung von Professor Robert Jütte aus Stuttgart evaluieren.

Auch dieser Bericht liegt dem TA vor. Dort steht: «Die in einem Kellerraum gelagerten menschlichen Knochen sind teilweise dem Staub und Ungeziefer direkt ausgesetzt.» Auch seien etliche menschliche Präparate konservatorisch nicht entsprechend gelagert. «Die Schäden sind bereits sichtbar.» Die beiden Wasserleichen stünden zwar in einem Behälter, der mit Papier eingepackt sei. «Allerdings ist fraglich, ob das Klima in den Kästen wirklich für die Lagerung von Wasserleichen geeignet ist», schreibt Jütte. Auch seien einige Behälter mit Feuchtpräparaten nicht dicht. Da es sich beim Konservierungsmittel wohl um Formaldehyd handle, bestehe die Gefahr von gereizten Augen und Atemwegen.

Die Expertenkommission mahnt, «dem ehemaligen Menschsein» künftig angemessen Rechnung zu tragen: «Es kann mit Blick auf die in der Bundesverfassung verankerte Würde des Menschen nicht angehen, dass z. B. Feuchtpräparate in suboptimal gefüllten Gläsern lagern, dass Präparate ohne Herkunftsnachweis oder dass sie in einem Durcheinander mit verschiedenen weiteren Gegenständen gelagert werden.» Mörgeli räumt ein, ein «klimatisches und ethisches» Problem zu haben. Er möchte nun die menschlichen Präparate einer Institution mit dafür ausgebildetem Personal übergeben - oder sie beerdigen. Nebst seinen eigenen 80 Stellenprozenten könne er nur 25 weitere Prozente für die Sammlung und das Museum einsetzen, sagt er. Das sei auch der Grund, weshalb die Inventarisierung nicht richtig vorankomme. Der Expertenbericht hält diesbezügliche Fortschritte aber für unabdingbar. Nur so sei das Potenzial der Sammlung für die Forschung erkennbar. Und nur dann lasse sich ihr aufwendiger Erhalt rechtfertigen.

## Vorlesung fand noch nie statt

Nebst seiner Funktion als Konservator ist der jährlich mit 105 000 Franken entlohnte Teilzeit-Professor Mörgeli auch in der Lehre tätig. Dazu schreibt Condrau im Akademischen Bericht:

«Für Studierende aller Fakultäten wurde die Medizinische Museologie angeboten. Diese Veranstaltung konnte aus Mangel an Studierenden weder im Frühjahrssemester noch im Herbstsemester 2011 durchgeführt werden. Über die Gründe des mangelnden studentischen Interesses kann nur spekuliert



Christoph Mörgeli in seinem Medizinhistorischen Museum. Im Schnitt besuchen es 35 Personen pro Tag. Foto: Sabina Bobst

werden, weil die Veranstaltung gemäss Aussage des Dozenten noch nie durchgeführt werden konnte und damit auch keine studentischen Evaluationsunterlagen existieren.»

Stattgefunden hat dagegen Mörgelis zweite Vorlesung mit dem Titel «Erzählte Medizin-

geschichte». Wobei Mörgeli nicht selbst unterrichtet, sondern alle 14 Tage ehemalige Ärzte und Medizinprofessoren von vergangenen Zeiten erzählen lässt. Studenten sieht man in dieser Veranstaltung nur wenige. Die durchschnittlich rund 30 Zuhörer seien grösstenteils Senioren, so Mörgeli. Ginge es nach ihm,



# «Wir nehmen Herrn Mörgeli

würde er am liebsten eine Vorlesung über Totentänze – sein Spezialgebiet – halten. Noch hat er dafür aber keine Zusage erhalten.

Konfrontiert mit der Kritik an ihm, verweist Mörgeli auf einen Bericht der Evaluationsstelle der Uni Zürich, die 2006 seinem Museum ein gutes Zeugnis ausgestellt hat. Eine Befragung der Besucher habe ergeben, dass diese sehr zufrieden gewesen seien. Den ganzen Bericht will Mörgeli aber nicht abgeben. Dieser sei vertraulich. Auch die Evaluationsstelle selbst gibt ihn nicht heraus. Laut Stellenleiter Hans-Dieter Daniel wäre der Bericht nicht sehr aussagekräftig. Denn eine Untersuchung blicke jeweils 6 Jahre zurück. Zum Teil seien die Daten also bereits 12-jährig. Mörgeli verweist auch auf eine Mitarbeiterbeurteilung von 2004 durch seinen ehemaligen Chef, Beat Rüttimann. Sie fiel sehr gut aus. Über die aktuelle Beurteilung durch Condrau möchte Mörgeli dagegen nicht sprechen. Diese sei vertraulich. Ob er seine Lehrbefugnis an der Uni halten kann, ist derzeit offen. Alle sechs Jahre muss sie überprüft werden, was letztmals 2007 der Fall war. Die nächste Überprüfung steht also im kommenden Jahr an. Und es ist nicht anzunehmen, dass Condrau seinen Mitarbeiter in den höchsten Tönen loben wird. Laut dem Reglement der medizinischen Fakultät könnte Mörgeli eine Besetzungsfrist von 1 bis 3 Jahren eingeräumt werden. Fällt er auch dann durch, kann die Fakultät der erweiterten Universitätsleitung den Entzug des Titels beantragen.

Tages-Anzeiger 12. September 2012

*Schweizer Medizinhistoriker halten fachlich wenig von ihrem bekanntesten Kollegen: Christoph Mörgeli sei gegenüber der Medizin unkritisch und kaum präsent. Der Angegriffene spricht von «Brotkorbterror».*

Von Iwan Städler

Die meisten Schweizerinnen und Schweizer kennen – wenn überhaupt – nur einen Medizinhistoriker: Christoph Mörgeli. Das kontrastiert mit der Bedeutung, die man ihm unter den Medizinhistorikern selbst zumisst. «Wir nehmen Herrn Mörgeli nicht als aktives Mitglied unseres Fachs wahr», sagt Prof. Hubert Steinke, Direktor des Instituts für Medizingeschichte an der Uni Bern. Genauso sieht es Prof. Vincent Barras, der das Medizinhistorische Institut der Uni Lausanne leitet. Er habe noch nie direkt mit Christoph Mörgeli zusammengearbeitet. Auch sei der Zürcher Titularprofessor und Museumskonservator in den wissenschaftlichen Debatten nicht präsent.

Das zeigt sich zum Beispiel daran, dass Mörgeli in den letzten zehn Jahren nichts in der Schweizer Fachzeitschrift für Medizinhistoriker namens «Gesnerus» publiziert hat. Diese wird von den Chefredaktoren Barras und Steinke geleitet und lässt angebotene Artikel von externen Experten anonym begutachten. Auch in anderen international anerkannten wissenschaftlichen Zeitschriften habe Mörgeli in den letzten zehn Jahren nicht publiziert, sagen die beiden Professoren.

Das interessiere ihn auch nicht sonderlich, entgegnet Mörgeli: «Ich bin kein wissenschaftlicher Netzwerker und auch kein Sozialhistoriker. Das ist eine linksgerichtete Schule.» Vor gut sieben Jahren versuchte der Zürcher Titularprofessor trotzdem, einen Artikel im «Gesnerus» zu platzieren. Ohne Erfolg. Das habe ihn sehr geärgert, sagt Mörgeli. Der Artikel «Ein Lehrstuhl für die Rassenhygiene? Zur Neubesetzung der Zürcher Hygiene-Professur 1934-1936» erschien dann im «Zürcher Taschenbuch 2005». Diese Publikationsreihe ist unter den Medizinhistorikern allerdings nicht wissenschaftlich anerkannt.

## «Keine politischen Debatten»

Für Mörgeli ist klar, dass er aus politischen Gründen geschnitten wird. Barras und Steinke

hingegen winken ab: Da die Artikel anonym begutachtet würden, könne dies gar keine Rolle spielen. Das politische Engagement des SVP-Nationalrats sei auch nicht der Grund für seine Isolation unter den Fachkollegen. «Wir führen keine politischen Debatten, sondern haben genügend interessante wissenschaftliche Herausforderungen», sagt Steinke.

Mörgeli weist jedoch darauf hin, dass vor seiner Wahl in den Nationalrat durchaus Artikel von ihm im «Gesnerus» erschienen seien. Er war gar Sekretär der Schweizerischen Gesellschaft für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften (SGGMN), welche die Zeitschrift herausgibt. Damals habe man eben noch weniger professionell gearbeitet und Artikel nicht nach international gültigen Standards extern begutachten lassen, erklärt



«Da lacht doch die ganze Nation», sagt Christoph Mörgeli zu den Vorwürfen.

Foto: Sabina Bobst

# nicht als aktives Mitglied unseres Fachs wahr»

Barras. Seither hat das Fach einen Generationenwechsel erlebt. Der historische Zugang zur Medizin wurde wissenschaftlicher und kritischer. «Früher strich man in positivistischer Art die Errungenschaften der Medizin hervor. Heute versucht man, diese Entwicklungen zu erklären», sagt Steinke. Es sei nun mal Aufgabe der Forschung, ein vertieftes Verständnis für historische Zusammenhänge zu bieten – nicht zuletzt, um die heutige Situation besser einordnen zu können. Die Botschaft «früher war

holt. «Viele geben mir nicht nur wegen des Fachs Geld, sondern auch, weil ich ab und zu politisch den Kopf hinhalte», sagt der SVP-Nationalrat.

## «Die Bildqualität ist stets top»

Die Gelder erlauben ihm, seine oft reich illustrierten Bücher in hoher Druckqualität herauszugeben. «Die Bildqualität ist stets top», sagt Steinke, «aber Wissenschaft ist das für mich nicht.» Auch bei Mörgelis Habilitationsschrift

## Niemand im Zürcher Institut habe mehr publiziert als er. Ob dies in internationalen anerkannten Zeitschriften geschieht oder nicht, interessiert ihn weniger. Als Konservator eines Museums wende er sich an ein breites Publikum.

das Operieren grausam, zum Glück leben wir heute» genüge nicht, findet der Berner Professor.

## Spenden von Christoph Blocher

Die Fachkollegen werfen Mörgeli eine fehlende kritische Haltung vor. Das zeige sich etwa in dessen Vorlesung «Erzählte Medizingeschichte», in der sich ehemalige Ärzte ohne eine wissenschaftliche Begleitung präsentieren würden. Dadurch könne das von der Medizingeschichte gewünschte «kritisch-konstruktive Gespräch» mit den Ärzten nicht zustande kommen, findet Steinke. So mache sich das Fach selbst überflüssig.

«Da lacht doch die ganze Nation», entgegnet Mörgeli. Als unkritisch bezeichne ihn in diesem Land nicht mancher. Wenn er im Roche-Verlag einen Beitrag zum Roche-Medikament Bactrim schreibe, sei dies doch kein Problem, sofern man ihm keinerlei Auflagen mache und er freien Zugang zu den Akten habe. Auch die Sponsoringgelder der Pharma und der Krankenkassensicherer nimmt Mörgeli gerne und finanziert damit seine Bücher und Ausstellungen. Zu den Spendierfreudigen gehört übrigens auch Christoph Blocher, der etliche Bücher sowie mindestens eine Ausstellung in Mörgelis Museum unterstützt hat.

Insgesamt, so Mörgeli, habe er in seiner gut 25-jährigen Wissenschaftskarriere gegen drei Millionen Franken an Drittmitteln hereinge-

– einer 820-seitigen Zusammenstellung von Reiseberichten des Zürcher Arztes Conrad Meyer-Hofmeister, die Mörgeli eingeleitet und kommentiert hat – fehlt Steinke der wissenschaftliche Ansatz.

Solche Urteile verletzen Mörgeli. Er habe nun mal eine Vorliebe für Quellenbearbeitung. Und er verstehe Wissenschaft nicht so, dass man sich «aus einem Komplex heraus eine Sprache zulegt, die man möglichst nicht versteht». Mörgeli ist überzeugt, dass Prof. Erwin H. Ackerknecht, der das Zürcher Medizinhistorische Institut in den 60er-Jahren weltberühmt machte, nach den heutigen Standards nicht mehr im «Gesnerus» publizieren könnte. Auch Ackerknecht habe sich nicht lange mit Literaturdiskussionen und theoretischen Fragestellungen aufgehalten, sondern sei direkt zur Sache gekommen.

Mörgeli selbst sieht sich als «einen der Fruchtbaren» unter den Schweizer Medizinhistorikern. Niemand im Zürcher Institut habe mehr publiziert als er. Ob dies in international anerkannten Zeitschriften geschieht oder nicht, interessiert ihn weniger. Als Konservator eines Museums wende er sich an ein breites Publikum. Da seien auch Bilder wichtig. Mörgelis Spezialgebiet sind die Totentänze. «Hier bin ich an der Weltspitze», sagt der Vizepräsident der Europäischen Totentanz-Vereinigung. Und für einmal widerspricht ihm kaum jemand. Mo-

niert wird bloss, das sei eher Kultur- als Medizingeschichte.

## Entwicklung nicht mitgemacht

Zusammenfassend lässt sich feststellen: Mörgeli ist der Paria unter den Medizinhistorikern. Er hat den Wandel des Fachs nicht mitgemacht. «Ich bin noch nie der Mode nachgesprungen», meint er. Jetzt wolle man ihn von links seiner materiellen Existenz berauben. Mörgeli spricht von «Brotkorbterror». Die Experten, die über seine Objektsammlung urteilten, hätten ihn gar nie angehört.

Seine Kollegen wiederum ärgern sich, dass ausgerechnet Mörgeli mit seiner Bekanntheit das öffentliche Bild der Medizinhistoriker prägt. Auch sein Museum gefällt ihnen nicht: «Das war schon bei der Eröffnung veraltet», kritisiert Barras. Seither sei es nicht mehr angepasst worden. Weniger streng urteilt Marion Ruisinger, die Leiterin des Deutschen Medizinhistorischen Museums in Ingolstadt: «Die Präsentation entspricht der Zeit, in der sie geschaffen wurde.» Auch Ruisinger findet aber: «Die präsentierten Inhalte müssen den heutigen Stand der Forschung wiedergeben – zumal an einem Universitätsmuseum.»

Christoph Mörgelis Spezialgebiet sind die Totentänze. «Hier bin ich an der Weltspitze», sagt der Zürcher Professor.



## Der Zürcher Journalistenpreis 2013

wird

Susi Stühlinger

für ihren Artikel

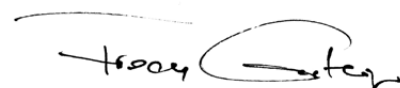
Eine Million, bitte. Zum Mitnehmen

erschienen in der WOZ Die Wochenzeitung  
vom 29. November 2012

verliehen.

Zürich, 29. Mai 2013

Die Jury:



Fredy Gsteiger



Susan Boos



Alain Zucker



Margrit Sprecher



Hansi Voigt

## Preisträgerin

## Laudatio



Susi Stühlinger

Zuerst einmal: Ich nehme diesen Preis nicht allein, sondern stellvertretend für all jene entgegen, die es möglich machten, dass der prämierte Text in dieser Form entstehen konnte. Das sind zuvorderst natürlich die Mitwirkenden – meine Redaktionskollegen Dinu Gautier, Carlos Hanimann und Kaspar Surber, aber auch all die engagierten Kräfte im Hintergrund: Jene im Verlag, die den Versand der Briefe an die Reichen bewältigten, jene in der Redaktion, die beim Übersetzen der Anfragen und beim kritischen Redigieren mithalfen, jene in der IT-Abteilung, welche den Online-Auftritt für die «Together»-Initiative gestalteten. Dem ganzen WOZ-Kollektiv gebührt an dieser Stelle ein riesiges Dankeschön!

Als ich mit etwa sechzehn zum ersten Mal eine WOZ in die Finger bekam, wusste ich: Dort will ich hin. Denn dass es möglich war, einen derart kritischen Journalismus zu betreiben, der harte Fakten und hochpolitische Stoffe oft doch so sinnlich und leserfreundlich erfahrbar macht, beeindruckte mich zutiefst. Es dauerte zehn Jahre, bis ich es tatsächlich auf die WOZ-Inlandredaktion schaffte. Ich brach ein Theaterwissenschafts- und Geschichtsstudium ab, versuchte mich in der Kulturszene, schrieb als Freie Kolumnen und Kulturkritiken und landete irgendwann auf der Redaktion der Schaffhauser Arbeiterzeitung «az». Dort ermöglichte man mir, ein Volontariat zu absolvieren und gleichzeitig am Medienausbildungszentrum MAZ den Diplomstudiengang Journalismus zu besuchen. Bei der WOZ bin ich nun seit eineinhalb Jahren – und glücklich darüber, dass hier so vieles möglich ist, wenn sich alle zusammen für eine Sache begeistern.

Laudatio für den Artikel  
*Eine Million, bitte. Zum Mitnehmen*  
von Susi Stühlinger  
erschienen in der WOZ Die Wochenzeitung,  
29. Dezember 2012

Eine Million, bitte! Um eine Million Franken bittet die Together-Volksinitiative die 300 Reichsten der Schweiz. Was für eine Frechheit! Die Promotoren der Initiative schreiben den Milliardären und Multimillionären, (Zitat: Die Lage ist ungemütlich (...). Wir machen uns Sorgen um den gesellschaftlichen Zusammenhalt. Sie auch?), sie telefonieren ihnen und sie gehen persönlich vorbei. Alles mit dem erklärten Ziel, den Reichtum gerechter zu verteilen. Die Reichsten sollten nur noch 50 Prozent des Vermögens unter sich aufteilen, während dem Rest der Gesellschaft die anderen fünfzig Prozent zustünden.

Den 300 Reichsten eine Million abzuknöpfen: Eine Idee, die selbst nach Annahme der Abzocker-Initiative und der erstaunlich positiven Resonanz auf die 1:12-Initiative anmassend daherkommt, wenn nicht utopisch. Mancher wird sie für fragwürdig halten, da die Vermögenden damit bei ihrer eigenen Enteignung mithelfen sollen. Doch darum geht es hier nicht: Denn hinter Together verbirgt sich kein Initiativkomitee sondern die WOZ: Susi Stühlinger, Dinu Gautier, Carlos Hanimann und Kaspar Surber. Sie haben für eine Sondernummer, die so genannte Gold-WOZ, die Together-Initiative lanciert und machen damit keine Politik, sondern Journalismus. Und zwar ziemlich unverföhrenen, vielleicht auch etwas rotzigen, sicher jedenfalls gekonnt erzählten Journalismus, grosses Kino.

Stühlinger erzählt uns als Autorin die ganze Geschichte. Sie zitiert aus den zum Teil aufgetragenen Antwortschreiben, wie etwa Theo Müller (der von Müller-Milch) an ihrer Zuverlässigkeit zweifelt und einen Psychia-

ter empfiehlt. Sie lässt uns am Telefon mithören, wie andere die Together-Initiative schulmeisterlich als kontraproduktive Zeitverschwendung runterputzen (und dafür das eigene wohl-tätige Engagement rühmen). Und sie nimmt uns mit auf das Herzstück der Reportage, eine Fahrt rund um den Zürichsee, wo viele der 300 Reichsten der Schweiz wohnen.

Da erleben wir, wie die Together-Initianten, die sich in Schale geworfen und einen Mercedes inklusive Chauffeur organisiert haben, auf eine Mauer des vornehmen Schweigens stossen – respektive nicht ganz so vornehm abgewimmelt werden. Wir entdecken auch, dass die Reichen ihre eigene Flora haben (Thuja-Hecken, so steht da, helfen auch gegen Warzen), dass sie eine Vorliebe für Lachsfarbenes pflegen und sich auf ihre Angestellten verlassen können. Es sind denn auch vorwiegend Gärtner, Hausangestellte und Zulieferer, die diese herrschaftlichen Anwesen zu bevölkern und zu geniessen scheinen. Mehr als die Besitzer der Villen jedenfalls, die offenbar nur selten zuhause sind. Naja, vielleicht lassen sie sich auch nur verleugnen. Jedenfalls ist den Reichen im Land eine Millionspende zuviel, um die Vermögensverteilung zu verbessern. Am Ende sammelt «Together» null Franken.

Der Text «Eine Million, bitte. Zum Mitnehmen» nimmt ein ernst gemeintes Ansinnen auf, aber statt uns mit anwaltschaftlichen Appellen zu langweilen, unterhält er uns mit den unangemeldeten Besuchen der Initianten und ihren scheinbar naiven Fragen, mit den kleinen aber feinen Beobachtungen aus der Welt der Vermögenden und dem Parodieren des wohligen Voyeurismus eines alljährlich wiederkehrenden «Bilanz-Ratings». Es ist gedruckter Michael-Moore-Journalismus, nur weniger polemisch. Damit hat Stühlinger zusammen mit ihren Mitstreitern nicht die Welt verändert, aber einen sehr schönen Text geschrieben. Und ganz am Schluss schafft sie es noch, dass ein bekannter Banker, der nicht genannt werden will, zurückruft und sagt: «Für die Aufrechterhaltung der demokratischen Strukturen führt längerfristig kein Weg an einer höheren Besteuerung der Reichen vorbei».

Susi Stühlinger, herzliche Gratulation!

Alain Zucker



# Eine Million, bitte. Zum Mitnehmen

WOZ Die Wochenzeitung 29. Dezember 2012

*Sie verstecken sich hinter dichten Hecken und videoüberwachten Toren: Wir baten die Reichsten im Lande dennoch um eine Million Franken – für eine Umverteilungsinitiative.*

Von Susi Stühlinger

Der viertreichste Mann der Welt, Warren Buffett, forderte diese Woche höhere Steuern für die Reichsten. Bereits vor einem Jahr schrieb er: «Meine Freunde und ich sind lange genug von einem milliardärfreundlichen Kongress verhätschelt worden» – und rief damit zur Umverteilung von oben nach unten auf. Weitere prominente Vermögende auf der ganzen Welt stimmten Buffett zu und forderten eine höhere Besteuerung. Nur in der Schweiz blieb es seltsam still. Wollen die Reichen in der Schweiz nicht teilen? Unter dem Motto «Together» hat sich die WOZ aufgemacht, um dieser Frage auf den Grund zu gehen.

Es ist fast Mittag, die Zürcher Goldküste ist ganz in den Händen der Gartenbauarbeiter. Bereitwillig öffnen sie die Eisentore und bestätigen, dass die gesuchte Familie wirklich hier wohnt, denn wir lernen: Wo die richtig Reichen wohnen, sind weder Briefkästen noch Klingeln angeschrieben.

Um sich in solcher Umgebung so natürlich wie möglich zu bewegen, hat sich das Together-Team in Schale geworfen und einen Mercedes samt Chauffeur besorgt – um keinen Preis auffallen, lautet die Devise, schliesslich soll die Kontaktaufnahme nicht an sichtbaren Klassenunterschieden scheitern.

Ziel der Mission: mindestens einen der 300 Reichsten der Schweiz dazu bringen, die WOZ-Together-Initiative zu unterstützen, die die Umverteilung der Vermögen fordert. Die 300 Reichsten – gemäss letztem «Bilanz»-Rating – hatten vorgängig folgenden Brief erhalten:

Sehr geehrte R ...

Die Lage ist ungemütlich. Der Ruf der Vermögenden ist angeschlagen, radikale Kräfte fordern eine höhere Besteuerung von Reichtum, soziale Unruhen bestimmen die Schlagzeilen in Europa. Wir machen uns Sorgen um den gesellschaftlichen Zusammenhalt. Sie auch? (...)

Werden Sie prominenter Aushängeschild der Together-Volksinitiative. Mit der

Together-Volksinitiative sollen die Vermögen so aufgeteilt werden, dass auch die Ärmsten etwas vom Reichtum der Reichsten haben. Die Together-Initiative will der Verteilungsfrage proaktiv begegnen, anstatt abzuwarten, bis der Druck die Politik zu überstürztem Handeln zwingt. Sind Sie bereit, Ihren Teil für eine gerechte Schweiz zu leisten? Dann unterstützen Sie die «Together»-Initiative mit Ihrem Beitrag von 1 Million Franken. (...)

## Wir haben die Idee, Sie das Geld!

Die Idee war, eine Volksinitiative zu lancieren, die die Politik verpflichtet, bis 2025 in der Schweiz den sogenannten Gini-Koeffizienten zu senken, der die Ungleichverteilung der Vermögen misst – sodass die Reichsten nur noch fünfzig Prozent des Vermögens unter sich aufteilen, während dem Rest der Gesellschaft die anderen fünfzig Prozent zustünden. Das hielten wir für einen fairen Anfang.

Leider waren die Rückmeldungen spärlich: Konrad Hummler war so freundlich, die Anfrage persönlich, wenn auch ablehnend zu beantworten. Hummler störte zunächst, dass der Anfragebrief nicht persönlich unterschrieben war, was angesichts eines «solchen Betrags» doch «ziemlich frivol» sei. Nach der obligaten

## Die Welt der Reichen hat ihre eigene Flora: Hauptsächlich besteht sie aus Hecken.

rhetorischen Frage, ob wir denn auch die mit dem Reichtum verbundenen «entsprechenden Risiken» zu teilen gewillt seien, kam Herr Hummler zum Punkt: «Eine Million Franken ist, auch bei mir, ein knappes Gut.» Ohne dem Together-Team «bezüglich Ernsthaftigkeit Ihres politischen Anliegens nahetreten zu wollen, glaube ich, mit meinen Steuer- und AHV-Zahlungen und mit der von mir und meiner Familie gewählten Wohltätigkeit genügend positive Effekte für das gesellschaftliche Zusammenleben zu erzielen», schreibt der Privatbankier.

Theo Müller (Müller-Milch) wiederum drückte seine Sorge um das gesundheitliche

Wohlergehen der Briefautorin Stühlinger aus:

Sehr geehrter [sic!] Frau Stühlinger Ihren Brief habe ich (...) mit grossem Stauen gelesen. Es kamen mir starke Zweifel an Ihrer Zurechnungsfähigkeit – falls ich Ihnen die Adressen einiger exzellenter Psychologen und Psychiater in Zürich nennen darf, lassen Sie es mich wissen.

Michael Hilti vom Hilti-Clan wiederum verwies in einem längeren Brief auf die Aktivitäten der Hilti Foundation, um dann zu bedauern, dass er uns keine bessere Antwort geben könne. Im Klartext: Schon wieder keine Million.

Deshalb wurde beschlossen, die Reichen telefonisch oder gleich persönlich mit der Forderung nach der besagten Million zu konfrontieren. Während Gautier und Stühlinger im Aussendienst um den Zürichsee kurven, laufen in der Zentrale bei den Together-Telefonisten Surber und Hanimann die Drähte heiss. Oder auch nicht. Die Reichen sind offenbar nicht zu Hause. Ausser bei Financier Nathaniel Rothschild, da ist schon seit einer halben Stunde besetzt. Doch dann, endlich, verbucht Hanimann einen ersten Erfolg:

Frau T. nimmt bei Philippe Gaydoul das Telefon ab und ist erstaunt.

Hanimann: «Ich würde gerne Herrn Gaydoul sprechen.»

Frau T.: «Er ist nicht erreichbar.»

H: «Wann ist er denn wieder erreichbar?»

T: «Das kann ich Ihnen nicht sagen.»

H: «Aber ich bin schon an der richtigen Adresse, oder? In Küsnacht? Bei Philippe Gaydoul. Sie heissen ja anders, deswegen bin ich etwas verwirrt.»

T: «Ja, Sie sind schon richtig. Aber was mich jetzt eigentlich interessieren würde: Woher haben Sie überhaupt diese Nummer?»

H: «Das würde ich Ihnen gerne sagen, aber ich weiss es auch nicht. Ich nehme an, dass sie öffentlich ist.»

T: «Nein, das ist sie nicht. Sie sollten diese Nummer eigentlich nicht haben.»

H: «Nun, dann weiss ich auch nicht. Wir haben ein Rechercheteam, das die Adressen und Nummern der 300 Reichsten recherchiert hat. Ich habe hier nur eine Liste vor mir.»

Stille.

H: «Ja, was machen wir jetzt?»

T: «Ja, das wollte ich Sie auch gerade fragen.»

H: «Ich sage Ihnen jetzt mal, worum es in diesem Brief geht.»

Hanimann erzählt, was in dem Brief steht – «... ausserdem ist heute Generalstreik und so weiter. Jetzt wollen wir, dass die 300 Reichsten unsere Initiative mit einem Startkapital von einer Million unterstützen. Schliesslich sind die 300 Reichsten wohl am ehesten die, die eine Million übrig haben.»

Frau T. lacht.

H: «Warum lachen Sie jetzt?»

T: «Einfach so.»

H: «Dahinter steht eine sehr ernste Angelegenheit.»

T: «Ich lache, weil Sie das so schön aufgesagt haben.»

H: «Gut, aber wie verbleiben wir jetzt?»

T: «Machen wir es doch einfach so: Ich nehme mal Ihre Kontaktangaben auf. Wenn Herr Gaydoul sich dafür interessiert, wird er sich melden. Wenn er kein Interesse hat, dann müssen Sie das aber auch akzeptieren. Ist das gut so?»

Offenbar interessiert sich Herr Gaydoul nicht, denn wir haben bis dato nichts von ihm gehört. Das akzeptieren wir.

Derweil in Zollikon am Zürichsee, 11.10 Uhr: Bei Bankier Raymond Bär gelingt es dem Team, bis zur Tür vorzudringen. «O senhor não está para em casa», sagt die Haushälterin. Immerhin lässt sich ein Blick ins Innere erhaschen, wo ein prächtiger Kronleuchter von der Decke baumelt und warmes Licht verbreitet. Die Spendenanfrage für die Million lässt das Together-Team sodann im nicht angeschriebenen Briefkasten zurück, beäugt von mehreren Überwachungskameras.

Die Welt der Reichen hat ihre eigene Flora: Hauptsächlich besteht sie aus Hecken, sauber gestutzt Thuja oder Kirschlorbeer, die sind schön dicht und beide hier nicht heimisch, was den Strassenzügen ein internationales Flair verleiht. Die Thuja heisst auch «Lebensbaum» und kann zur Behandlung von Warzen benutzt werden, die Beeren des Kirschlorbeers führen ab einer Dosis von über zehn Stück zu Atemnot und Herzstillstand.

Zollikon, 11.40 Uhr: Der Laster eines Gartenbauunternehmens versperrt den Weg zu



Verschlussene Tore, blickdichte Hecken, drohende Nachbarn.

Bilder: Paco Carrascosa

Jacob Schmidheiny's Villa. Herr Schmidheiny ist ein Spross des anderen Familienzweigs der Schmidheiny-Dynastie, also der mit der Ziegelei, nicht der mit dem Asbest. Hinter dem Lastwagen versperrt ein vier Meter hoher Wall aus Thuja- und Kirschlorbeerhecken die Sicht auf Jacob Schmidheiny's Villa. Als das Together-Team den unpräzisen Eingang in Form eines kommunen Gartenzauns findet, ist es mehr als überrascht: Jacob Schmidheiny's Villa ist gar keine, sondern ein normales, an den Rändern schon etwas schmutziges Haus, wie es unserer Oma gehören könnte. Den gleichen Eindruck macht Frau Schmidheiny selbst, eine nette Oma im Wollpullover, die trotz Abwesenheit ihres Mannes geduldig den Together-Brief entgegennimmt, während ein freundlicher Hund um ihre Füsse wuselt.

Sich erklären lassen, worum es bei der Together-Initiative geht, will sie dann doch nicht, sie werde es mit dem Mann besprechen, jetzt habe sie gerade die Enkelin da. An der Tür hängt ein selbst gemachtes «Welcome»-Schild aus glasiertem Ton, wir lernen: Reiche sind unter Umständen ganz normale Leute wie du und ich.

In der Telefonzentrale steht derweil die Leitung zu einem anderen der 300: Eine portugiesische Raumpflegerin nimmt ab. «Niemand ist zu Hause. Versuchen Sie es Donnerstag oder Freitag wieder. Oder vielleicht am Wochenende.

Er ist derzeit gerade im Ausland. Er ist viel unterwegs. Ich weiss gar nicht, was die machen. Jedenfalls viel im Ausland.»

Küsnacht, 12 Uhr: Besuch bei SVP-Automobilhändler Walter Frey. Vom obligaten Kamerakullerauge beäugt, steht das Together-Team vor der imposanten Herrschaftsvilla. «Herr Frey? Da müssen Sie ein Haus weiter», sagt freundlich eine Frauenstimme durch die Gegensprechanlage – kein Wunder, dass man sich mal im Haus irrt, wenn keines angeschrieben ist.

Überraschenderweise ist die Liegenschaft eins weiter dann angeschrieben, und zwar mit «Fernandes». Es handelt sich um eine Art Pförtnerhaus. Der Herr, der sich mit grossen Schritten von der Villa hinter dem Pförtnerhaus nähert, muss Herr Fernandes sein. Die Familie sei gegenwärtig nicht da, sagt Herr Fernandes, der sich als Angestellter der Familie Frey vorstellt. Ein sehr guter Patron sei Herr Frey, schon seit zwölf Jahren arbeite er für ihn. Als Gautier auf Französisch die Ziele der Together-Initiative erläutert, lacht Herr Fernandes herzlich. Stellung nehmen möchte er zwar nicht, dafür lässt er das Together-Team einen Blick auf die umfangreichen Gartenbauarbeiten werfen, gerade werden mehrere Hundert Quadratmeter Rollrasen neu verlegt. Ein vorläufiges Fazit: Wenn die PortugiesInnen es so wollten, stünden an der Goldküste alle Räder still.



Anruf beim Rolex-Erben, Hotelbesitzer und Arzt Daniel Borer beziehungsweise bei seiner Sekretärin: «Ich muss Ihnen ganz ehrlich sagen, ich werde überschwemmt mit Anfragen. Und da gibt es ganz tolle Sachen darunter. Er unterstützt auch andere Projekte, mit Kindern und so. Im Rahmen von Stiftungen. Da bleibt er im Hintergrund. Er hängt das nicht an die grosse Glocke. Ich bin gerade daran, das Investitionsbudget von 2013 zu machen, und da muss ich Ihnen sagen, dass wir da bereits schon Absagen machen, obwohl es viele gute Projekte dabei hat. Ich kläre das gerne ab, aber ich möchte Ihnen auch keine falschen Hoffnungen machen. (...) Ich habe die Together-Initiative jetzt gerade ausgedrückt und werde es ihm geben. Ich muss Ihnen ehrlich sagen, ich habe so viele coole Projekte gesehen, auch mit Solar und so, da muss ich Ihnen sagen, das ist schwierig. Es gibt ganz viele Sachen. Aber wir werden das gerne prüfen.»

Küsnacht, 12.30 Uhr: Während Walter Freys Villa noch die Aura einer noblen Residenz in einem Pariser Vorort versprühte, lernen wir bei Erbsohn Carl Hirschmann: Wer Geld hat, hat nicht zwingend auch geschmackvolle Häuser.

## Hier sind sogar die Einkaufswagen anders, nobler, aber hässlicher, wie die Immobilien.

Wo die Tür ist, wissen auch die beiden Gipser nicht, die im Pick-up ihre Mittagsstullen verzehren. «Die Herrschaften gehen immer durch die Garage ein und aus.» Nach längerem Studium von Holz und Backsteinen findet

Gautier dann doch noch eine Tür. Es öffnet ein Mittdreissiger mit einer untertellergrossen Armbanduhr, er spricht sehr langsam. «Nein, Herr Hirschmann ist im Ausland, ich weiss nicht, wann er zurückkommt, frühestens nächste Woche.» Er passe nur aufs Haus auf, sagt der Mann, einen Brief wolle er nicht entgegennehmen.

Während der Fahrt durchs Küsnachter Zentrum stellt Gautier fest: Hier sind sogar die Migros-Einkaufswagen anders, nobler, aber hässlicher, genau wie die Immobilien. Das Together-Team rastet in der Gaststube Weinberg, das Schnipo für 31.50 Franken ist lecker und der Preis für hiesige Verhältnisse durchaus günstig. «Sie kommen alle hierhin», sagt der leutselige Gastwirt, «Tina Turner, Udo Jürgens, Walter Frey, Christoph Blocher.» An der Goldküste befänden wir uns hier, nur Millionäre gebe es, was wohl mit dem Steuerfuss zu tun habe, mutmasst der Wirt: «Ich bin der einzige

Nichtmillionär hier in Küsnacht!» Er deutet auf ein Mehrfamilienhaus, das im hier verbreiteten Lachsrosa gestrichen ist: «Da oben steht eine Wohnung zum Verkauf. Wollen Sie wissen, was sie kostet? – 5,8 Millionen!»

Der Kellner schwärmt von seinem Job: «Ich sags mal so: All die prominenten Leute müssen auch aufs Klo. Und sobald sie hier reinkommen, sind sie total entspannt und legen alle Allüren ab.» Tina Turner sei unglaublich nett, wenn sie gelegentlich auf ein Mistkratzerli vorbeikomme, überhaupt alle, sehr nett, sehr grosszügig. Die Kombination aus Bodenständigkeit und gehobener

Gastronomie sei für ihn sehr reizvoll, «zu mir als Kellner blicken hier jene Leute hoch, die mich sonst nicht mal mit dem Hintern anschauen würden, und wenn ich ihnen ein Gericht empfehle, ist das, als ob sie mir aus der Hand frässen». Im Übrigen hätten Kinder und Hunde im «Weinberg» Vortritt, und es komme schon mal vor, dass der Chef den Gästen sage, dass sie gern gehen dürften, wenn es ihnen nicht passe, dass Hunde oder Kinder zugegen seien. Das klingt plausibel, zumindest der Restauranthund scheint wohlgenährt. Im Entree der Gaststube liegen Visitenkärtchen auf, für Garten, Cleaning, Catering und die von Johannes Grieder, «Personal Shopper und Fashion Consultant». Beim Gehen trifft das Together-Team auf den Weinlieferanten. Der sagt: «Auch beim Wein gilt: Bei den Reichen lernt man sparen», zu achtzig Prozent beliebere er Privatkunden, darunter viele Promis, vornehmlich mit Weinen im tiefen und mittleren Preissegment.

## Auf das Klingeln folgt keine Reaktion, doch als man sich schon zum Gehen wendet, öffnen sich die Tore. «Halt, was tun Sie da?», ruft der als Gartenarbeiter getarnte Sicherheitsmann, der im Baum an einer Sicherheitskamera herumhantiert.

Bei Nathaniel Rothschild ist immer noch besetzt. Bei Peter Spuhler bekommt Hanimann die Medienverantwortliche von Stadler Rail an die Strippe. Medienfrau: «Und was wollen Sie jetzt von ihm? Wollen Sie Robin Hood spielen? Wenn man den Brief liest, neigt man ja dazu, das Ganze für einen Witz zu halten.» H: «Dahinter steckt ein ernstes Problem.» M: «Ich glaube nicht, dass es sinnvoll ist, wenn Sie da die 300 Reichsten anschreiben und deren Geld den Ärmsten geben wollen. Herr Spuhler ist gemeinnützig engagiert, auch in Brasilien zum Beispiel und auch privat. Er unterstützt auch ein Kinderhilfswerk. Das ist seine Sache, das nicht öffentlich zu machen. Es ist jedem seine eigene Sache, was er tut.»

H: «Gäbe es eine Gelegenheit, mit Herrn Spuhler persönlich zu reden?» M: «Wissen Sie, es ist bald Weihnachten, Jahresende, es gibt viel zu tun, Jahresabschluss. Und dann ist auch noch eine Session. Uns brennen andere Themen unter den Nägeln.»

Küsnacht, 13.30 Uhr: Zeit, die freundliche Tina Turner und ihren Gatten zu besuchen. Ein Schild neben dem schmiedeeisernen Portal weist darauf hin, dass vor Mittag keine Lieferungen entgegengenommen werden. Hinter Gitterstäben pulen Gartenbauarbeiter mit Rechen das Laub aus den Hecken.

Auf das Klingeln folgt keine Reaktion, doch als man sich schon zum Gehen wendet, öffnen sich die Tore. «Halt, was tun Sie da?», ruft der als Gartenarbeiter getarnte Sicherheitsmann, der im Baum an einer Überwachungskamera herumhantiert. «Wir dachten, das öffnet sich für uns», sagt Gautier. «Ganz und gar nicht», bellt der Mann, und jäh rast ein schwarzer Mercedes hupend durchs Portal und karrt fast den Together-Fotografen über den Haufen.

Herrliberg, 14 Uhr: «Herr Blocher ist in den Ferien, er ist erst am Montag wieder da,

aber dann muss er sich erst vom langen Flug erholen, kommen Sie am Dienstag wieder.» Da nützen auch die schönen WOZ-Jasskarten nichts, die das Together-Team als Präsent mitgebracht hat.

Zurück in der Telefonzentrale: Der Sprecher der BZ Bank ist am Apparat: «Ich weiss nichts davon, Herr Ebner hat mich auch nicht darauf angesprochen. Aber so, wie ich ihn kenne, macht er generell nicht mit bei solchen Umfragen oder Initiativen.»

Bei Nathaniel Rothschild ist immer noch besetzt.

Mittlerweile macht sich das Together-Team zur nächsten Station auf, der Villa Bella Vista, wo Zeitschriftenverleger Jürg Marquard zu Hause ist. 14.30 Uhr: Hinterm Tor fällt der Blick auf mehrere Autos, darunter ein Rolls-Royce und ein Porsche-Geländewagen. Eine Frau mit einem Star-Spangled-Banner-Halstuch öffnet die Tür. Im Innern sieht man viel lichtdurchflutetes Glas. In buntem Muster verlegter Marmorboden. Weisse Sessel. Ein Frauenporträt, blond, auf türkisblauem Grund. Ein rechteckiges Dekowasserbecken am Boden. «Herr Marquard hat keine Zeit, er ist voller Termine, nein, das geht nicht, seine Agenda ist uuuhh ... – Sie müssen im Büro anrufen für einen Termin, dort hat man auch die Agenda im Griff.»

Niedergeschlagenheit macht sich breit – der Benz, die guten Kleider, alles umsonst. Das Team beschliesst, es auf der anderen Seeseite zu versuchen. In Freienbach ist Exschauspieler und Unternehmer Hausi Leutenegger nicht zu Hause. Ein bunter Flickenteppich aus lachsrosa Mehrfamilienhäusern erstreckt sich bis nach Wollerau. Dort will das Together-Team den Glencore-Manager Daniel Maté an der Felsenstrasse besuchen. Das ist gar nicht so einfach. Hilfsbereite Schulkinder weisen den Weg in viele verschiedene Richtungen. Hinter den Jalousien linsen Wollerauer Augen misstrauisch auf die Eindringlinge. Sowie das gelbe Mehrfamilienhaus gefunden ist und man sich auf dem Vorplatz nach der Tür umschaute, steigt ein Mann aus einem Offroader: «Was habt ihr hier zu suchen?» – «Daniel Maté», sagt Stühlinger wahrheitsgemäss. «Er ist nicht da, gehen Sie weg!» So leicht lässt sich das Together-Team nicht abwimmeln und sucht weiter nach der Tür. Eine Frau springt aufgeregt aus dem Gefährt: «Fahrt ab! Lasst uns in Ruhe! Das ist mein Grund und Boden! Ihr habt hier nichts



In den Reichenhettos: Vergnügtes Oldtimerfahren, neuste Überwachungstechnologie.



# Bisherige Preisträgerinnen und Preisträger

zu suchen! Wir sind anständige Leute!»

Die Reaktion lässt darauf schliessen, dass Daniel Maté nicht zum ersten Mal Besuch bekommt. – «Aber wir wollen doch nur ...» – «Nichts ist», bellt es nun auch von der Terrasse her, «abfahren, sofort!» – «Schreib das Kennzeichen auf ... Wir holen die Polizei!»

Der letzte Versuch erfolgt, als es bereits dämmt, bei Marcel Ospel, der in einer lachsrosa Villa, umgeben von phallischen Thujatürmen, wohnt. «Wir würden gern Marcel Ospel sprechen» – Knacken in der Gegensprechanlage. «Herr Ospel ist nicht da und auch die ganze nächste Woche nicht, nur seine Familie.»

In der Zentrale hat Telefonist Surber nun die Verlegergattin Ellen Ringier erreicht.

Ellen Ringier: «Den komischen Brief habe ich erhalten. Wir kriegen pro Tag zehn oder zwanzig solcher Bettelbriefe, aber der von Ihnen ist auf ganz negative Resonanz gestossen.»

S: «Weshalb? Vielleicht fallen wir mit der Tür ins Haus, aber die Ungleichverteilung ist doch tatsächlich ein Problem.»

R: «Ich finde das falsch. Also, dass Sie mich richtig verstehen: Die Ungleichverteilung finde ich falsch. Aber mit solchen Initiativen und weiss der Gugger was erreichen Sie nichts. Die Realisierungschancen sind zu gering.»

S: «Aber die Ungleichverteilung ist eine der Ursachen für die Wirtschaftskrise in den letzten Jahren. Man muss etwas machen!»

R: «Müssen muss man nichts. Aber ich akzeptiere Ihre Meinung.»

S: «Wie gehen Sie denn mit der Kritik um an den Reichen, als Reiche?»

R: «Wir stellen über Sozialstiftungen Geld für wohltätige Zwecke zur Verfügung. Aber ich weiss schon, dass Sie auf das Politische hinauswollen. Da könnte man lange diskutieren, aber wir haben zu tun im Büro. Ich wünsche Ihnen auf alle Fälle einen ganz schönen Tag! Sie machen ja eine gute Zeitung. Und viel Erfolg!»

wünschen können sie – auf eine ungeheuer motivierende Weise. Bei Nathaniel Rothschild ist das Telefon immer noch besetzt.

P.S.: Kurz vor Redaktionsschluss rief einer der bekanntesten Bankiers der Schweiz zurück (er will nicht genannt werden): «Ich glaube, dass für die Aufrechterhaltung der demokratischen Strukturen längerfristig kein Weg an einer höheren Besteuerung der Reichen vorbeiführt.»

Das wünscht auch die Sekretärin von SVP- und Neue-Helvetische-Bank-Mann Thomas Matter. Sie lässt ausrichten: «Er ist nicht interessiert daran, bei ihrer Initiative mitzumachen, wünscht Ihnen aber viel Erfolg!»

Fazit: Die Reichen können nicht teilen. Und zu Hause sind sie auch nicht. Aber Erfolg

1981  
Hugo Büttler, Peter Frey, Urs P. Gasche

1982  
Caroline Ratz, Jonn Häberli, Wilfried Maurer, Hans Moser, Edmund Ziegler

1983  
Andreas Kohlschütter, Gisela Blau, Gottlieb F. Höpli, Peter Meier

1984  
Dieter Bachmann, Georg Gerster, Anna-Christina Gabathuler

1985  
Margrit Sprecher, Herbert Cerutti, Arthur K. Vogel

1986  
Markus Mäder, Verena Eggmann, Hans Caprez Klaus Vieli, Benedikt Loderer

1987  
Christian Speich, Jürg Frischknecht, Martin Born

1988  
Werner Catrina, Barbara Vonarburg, Christoph Neidhart

1989  
Beat Allenbach, Hansjörg Utz, Rolf Wespe Alois Bischof, Niklaus Meienberg, Jürg Rohrer

1990  
Ursula Binggeli, Colomba Feuerstein, Urs Haldimann, Toni Lanzendörfer, Josef Rennhard, Al Imfeld, Stefan Keller Hedi Wyss, Hanspeter Bundi

1991  
Peter Hufschmid, Christoph Keller, Christina Karrer, Ernst Hunziker, Guerino Mazzola, Isolde Schaad

1992  
Hans Caprez, Christine Fivian-Isliker, Erwin Koch, Patrik Landolt, Linus Reichlin, Mix Weiss, Nadia Bindellam, Regula Heusser, (Swissairpreis)

1993  
Thomas Burla, Antonio Cortesi, Sepp Moser, Kaspar Schnetzler, Walter Sturzenegger, Barbara Suter, Edith Zweifel, Peter Pfrunder (Swissairpreis)

1994  
Herbert Fischer, Peter Haffner, Stefan Keller, Willi Wottreng, Brigitte Hürlimann (Swissairpreis), Giorgio von Arb (Swissairpreis)

1995  
Erwin Haas, Erwin Koch, Herbert Cerutti, Regula Heusser-Markun, Richard Stoffel, Martin Frischknecht (Swissairpreis)

1996  
Irène Dietschi, Lukas Lessing (Text), Ute Mahler (Bild), Bernard Senn, Ronald Sonderegger, Peer Teuwsen (Text), Reto Klink (Bild), Peter Sidler (Text) Swissairpreis, Daniel Schwartz (Bild) Swissairpreis

1997  
Pia Horlacher, Thomas Meister, Bruno Ziauddin, Finn Canonica (Swissairpreis)



# Dank für Unterstützung und Spenden

Wir danken ganz herzlich dem Zürcher Presseverein ZPV für seine grosszügige Unterstützung

der Druckerei Robert Hürlimann AG, Zürich, für den Druck dieser Broschüre.

Folgende Firmen und Organisationen (gestaffelt nach Höhe der Beiträge) haben die Ausrichtung der diesjährigen Preisgelder in verdankenswerter Weise ermöglicht:

- Ringier Publishing
- Helsana
- Orange Communications
- UBS
- Tamedia
- Credit Suisse
- Raiffeisen Schweiz
- Neue Zürcher Zeitung
- Zürich Versicherung
- Publigruppe
- Toyota AG (LEXUS Schweiz)
- Adolf & Mary Mil-Stiftung
- Bank Vontobel
- Chocoladefabriken Lindt & Sprüngli
- Elektrizitätswerke des Kantons Zürich
- Ringier Journalistenschule
- Südostschweiz Medien
- Argus der Presse
- Hoffmann-La Roche
- Johann Jacob Rieter-Stiftung
- Migros-Genossenschafts-Bund
- Novartis International
- Syngenta International
- Verband Schweizer Medien
- Zürcher Kantonalbank
- Dr. Bjørn Johansson

1998  
Fredri Lerch, Christoph Keller,  
Christoph Neidhart, Alfred Schlienger,  
Peter Haffner (Swissairpreis)

1999  
Daniel Ganzfried, Brigitte Hürlimann,  
Beat Kappeler, Bernhard Raos, Urs Rauber  
Werner Lüdi (Swissairpreis)

2000  
Beat Kraushaar, Martin Meier, Irena Brezná,  
Nicole Müller, Richard Reich, Miklós Gimes  
(Swissairpreis)

2001  
Martin Beglinger, Alexej Djomin, Andri Bryner,  
Lisbeth Herger, Rahel Stauber, Urs Rauber,  
Oswald Iten (Swissairpreis)

2002  
Jürg Ramspeck (Gesamtwerk), Jürg Rohrer  
(Alltag/Kleine Form), Arthur Rutishauser,  
Patrik Landolt, Stephan Ramming,  
Anna Schindler, Georg Seesslen, Ursula von  
Arx, Peter Ackermann

2003  
Margrit Sprecher (Gesamtwerk),  
Daniel Germann (Alltag/Kleine Form),  
Michael Marti, Bernhard Odehnal,  
Cornelia Kazis, René Staubli

2004  
NZZ Auslandsredaktion (Gesamtwerk),  
Daniele Muscionico (Alltag/Kleine Form),  
Bruno Vanoni, Andreas Schürer,  
Markus Schneider, Jean-Martin Büttner

2005  
Manfred Papst (Alltag/Kleine Form),  
Thomas Angeli, Daniel Benz, Rico Czerwinski,  
Nico Renner, Meinrad Ballmer, Marco Zanchi

2006  
Peter Baumgartner (Gesamtwerk),  
René Brunner (Alltag/Kleine Form),  
Peer Teuwsen, Karin Wenger,  
Christoph Scheuring, Hansi Voigt,  
Ursula Gabathuler

2007  
Karl Lüönd (Gesamtwerk),  
Charlotte Jacquemart, Daniel Hug,  
Bruno Ziauddin, Christian Schmidt,  
Gabrielle Kleinert, Marcel Hänggi

2008  
Rainer Stadler (Gesamtwerk), Constantin Seibt  
(Zeitung), Anja Jardine (Zeitschrift), Daniel Ryser  
(Nachwuchs)

2009  
Bernard Imhasly (Gesamtwerk), Catherine Boss,  
Martin Stoll, Karl Wild (Zeitung), Roland Bingisser  
(Zeitschrift), Dinu Gautier (Nachwuchs)

2010  
Balz Bruppacher (Gesamtwerk), Viktor Dam-  
mann (Zeitung), Mathias Ninck (Zeitschrift),  
Christian Kündig und Lukas Messmer (Nach-  
wuchs)

2011  
Michael Meier (Gesamtwerk),  
Dagmar Appelt, Katharina Baumann (Zeitung),  
Otto Hostettler, Dominique Strebel (Zeitschrift),  
Maurice Thiriet (Nachwuchs)

2012  
Gion Mathias Cavetty (Zeitung),  
Daniel Ammann (Zeitschrift), Julia Hofer  
(Zeitschrift), Joel Bedetti (Nachwuchs)

2013  
Köbi Gantenbein, Rico Czerwinski, Iwan Städler,  
Susi Stühlinger

## Impressum

**Herausgeberin**  
Stiftung Zürcher Journalistenpreis  
Rainstrasse 24  
8104 Weiningen  
T 044 750 29 68  
info@zh-journalistenpreis.ch  
www.zh-journalistenpreis.ch

Bankverbindung  
UBS AG  
Postfach  
8098 Zürich  
IBAN CH44 0023 0230 2082 4140 J

## Redaktion

David Strohm

## Satz und Druck

Druckerei Robert Hürlimann AG, Zürich





Stiftung Zürcher Journalistenpreis  
Rainstrasse 24  
8104 Weiningen  
T 044 750 29 68  
[info@zh-journalistenpreis.ch](mailto:info@zh-journalistenpreis.ch)  
[www.zh-journalistenpreis.ch](http://www.zh-journalistenpreis.ch)